Band 838 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

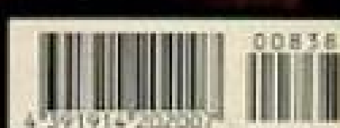
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wo die Angst zu Hause ist

Band 838 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Wo die Angst zu Hause ist

John Sinclair Nr. 838

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 26.07.1994

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Wo die Angst zu Hause ist

Rabanew drehte sich seufzend auf die andere Seite und hatte dabei das Gefühl, so schwer wie ein Walfisch zu sein. Er stöhnte. Im Halbschlaf bewegte er seine Hände. Sie fuhren über das Laken und hinterließen dort eine feuchte Spur.

Rabanew wälzte sich wieder herum und blieb auf dem Rücken liegen. Mund und Wangen zuckten.

Sie glänzten schweißnaß. Von den Lippen tropfte Speichel, und die Zunge bewegte sich mit, als er irgendwelche Worte murmelte. Etwas kam, etwas war unterwegs. Eine unheimliche und unheilvolle Kraft, die sich in sein Bewußtsein drängte, als wollte sie den Geist des Mannes zerstören.

Noch schlief Rabanew, doch nicht mehr so fest. Aus seinem halboffenen Mund drang ein röchelndes Geräusch. Einen Moment später schlug er die Augen auf.

Er schaute sich um und bemerkte, daß er sich an der Matratze festhielt. Obwohl er in seinem eigenen Bett lag, fühlte er sich wie in einem Vakuum schwebend. Er sah die Umgebung durch einen Schleier. Die Decke über ihm bestand aus Wolken, die sich bewegten, ständig ineinander liefen und so immer neue Formen schufen…

Rabanew verzog den Mund zu einem schmerzhaften Grinsen. Er atmete scharf durch die Nase, seine Augen brannten, und hinter der Stirn tuckerte der Schmerz. Als hätte er vor dem Schlafengehen einen Hieb gegen den Kopf erhalten, der noch nachwirkte.

In seinem Mund lag der Geschmack von Asche.

Rabanew drehte sich wieder. Er rollte sich dicht an den Rand des Betts und blieb dort liegen. Er stierte auf den Fußboden, ein ebenfalls graues Schattengebilde.

Die Gedanken und Überlegungen nahmen nur allmählich Formen an, doch er begriff die Veränderungen nicht. Immerhin rechnete er damit, daß sich etwas Grauenvolles anbahnte und man ihm bereits eine Botschaft geschickt hatte. Diese Warnung durfte er auf keinen Fall vernachlässigen.

Das Bett war genau der falsche Ort. Hier durfte er nicht länger bleiben. Er war wehrlos, wenn die anderen kamen. Beinahe hätte er über seine eigenen Gedanken gelacht.

Wer waren die anderen? Unheimliche Gestalten? Mörderische Geister, Totengeister aus dem Jenseits? Er stand auf.

Es war zu schnell für seinen Zustand. Er hatte den Eindruck, in einem Boot zu stehen, das auf einem See dümpelte.

Rabanew erhob sich wesentlich langsamer. Er streckte zudem seine Arme aus, als könnte er irgendwo Halt finden, der ihn vor einem Sturz bewahrte.

Der bärtige Mann tappte zu einem Lichtschalter. Seine Hand hatte ihn schon beinahe berührt, als sie zögerte. Nein, kein Licht jetzt, das konnte gefährlich werden. Licht im Zimmer war auch sehr gut von draußen zu sehen. Er konnte sich vorstellen, daß dort in der Dunkelheit etwas lauerte. Eine Gefahr, deren Existenz mit Worten nicht zu beschreiben war. Eine unheimliche Sache, die sich dort festgesetzt hatte und von einer Welt entlassen worden war, mit der er nicht zurechtkam, obwohl er daran glaubte.

Im Dunkeln zog er sich an. Seine Kleidung lag im Zimmer verstreut, doch er wußte genau, wohin er zu greifen hatte. Zielsicher fand er die richtigen Sachen. Seine schwere Gestalt bewegte sich tapsig.

Manchmal kam er sich vor wie ein Bär, der vergeblich versuchte, sich in einen Tiger zu verwandeln, um dessen Geschmeidigkeit zu erlangen.

Zuletzt suchte er nach seinen Schuhen. Mit zittrigen Füßen stieg er in die hohen Treter und schnürte sie zu. Erst dann war er zufrieden und verließ den Raum.

Auf den Holzdielen, die auch den Boden des Flurs bedeckten, hinterließen seine Tritte dumpf klingende Geräusche, die sich wie ein hohles Husten anhörten.

Er ging durch den Flur. Manchmal streifte er mit seiner rechten Schulter die Wand, was ihn nicht weiter störte. Erst am Beginn der Treppe blieb er stehen. Er schaute die Stufen hinab, die er kaum erkennen konnte. Sie verschwammen schon sehr bald in einem grauen Meer, als wären sie verschluckt worden.

Die Dunkelheit im Haus kam ihm in dieser Nacht anders vor. Wenn der Ausdruck gefährlich auf sie zutraf, dann war es der Fall. Eine gefährliche, bedrückende Finsternis, sehr dicht, alles verbergend, aber Rabanew wagte es.

Und nichts passierte.

Er ließ die Treppe hinter sich wie immer. Auf sein Gesicht legte sich ein Lächeln. Mit dem Handrücken wischte er über die feuchten Stellen hinweg, stieß auf und schalt sich innerlich einen Narren, so dumm zu reagieren. Nichts war hier, niemand war in sein Haus eingedrungen, und es hätte auch niemand gewagt.

Er ging weiter.

Die Leere des Hauses spürte er nicht mehr so deutlich wie sonst. Etwas hatte sich trotz allem verändert, als wäre ein gewisses Unheil durch Fenster und Wände eingedrungen, um sich zu verteilen.

In den anderen Räumen wollte er noch nicht nachschauen, ihn interessierten die beiden Fenster. Sie rahmten die Eingangstür des Hauses ein, durch sie konnte er nach draußen blicken, wo so etwas wie ein besonderer Vorgarten lag, den er zu hüten hatte.

Rabanew stellte sich so dicht vor die Scheibe, daß deren Glas durch seinen Atem beschlug.

Er wischte die feuchte Stelle weg, damit er die freie Sicht hatte. Doch in der Finsternis war nicht viel zu erkennen. Die Dunkelheit war wie ein aus schwarzen Wogen bestehendes Wasser, über dessen Oberfläche noch grauer Nebel zitterte.

Seine Augen brannten, denn er hatte schon zu lange auf einen Fleck geschaut. Selbst die alten Grabsteine hoben sich kaum vom Boden ab, und das weiße Holztor vorn war ebenfalls nur schwach zu erkennen.

Über dem Himmel hatten sich die Wolken zu einem düsteren Gemälde zusammengeballt, auch nichts Besonderes, das den Mann hätte stören können.

Es gab einen anderen Grund.

Draußen?

Wahrscheinlich. Er würde nachsehen müssen, um endlich Gewißheit zu haben.

Dazu kam es nicht.

Rabanew war dabei, sich der Tür zuzuwenden und warf noch einen letzten Blick aus dem Fenster, als er die Bewegung sah.

Da kam jemand.

Der Mann erstarrte. Etwas trieb in seinem Innern hoch, das sehr böse, brutal und gemein war. Die Lust zum Töten war vorhanden. Wer immer draußen auf ihn wartete, er würde nicht mehr lange am Leben bleiben, wenn er sich zu weit vorwagte.

Rabanew atmete keuchend. Er hatte sich geduckt, da er sich nicht zu hoch hinter der Scheibe abheben wollte. Seine Augen waren weit geöffnet, die Lippen bildeten einen Strich, und eine urwüchsige Kraft strahlte weiter in ihm hoch.

Der Fremde kam auf das Haus zu. Er tat, als - wäre nichts geschehen. Er wandte sich auch nicht zur Seite, denn es war einzig und allein sein Ziel, die Haustür zu erreichen.

Und das mitten in der Nacht…

Hier stimmt was nicht, dachte Rabanew. So etwas ist nicht normal. In dieser Einsamkeit bekam man keinen unangemeldeten Besuch, in der Nacht schon gar nicht.

Ein Mensch! Eine Frau, ein Mann - oder…?

Der Bärtige war sich nicht sicher. Der Größe nach konnte der Ankömmling eine Frau sein oder sogar - er wollte es kaum glauben - ein Kind!

Rabanew wollte und mußte es genau wissen, sonst würde er noch verrückt. Der Schlüssel steckte von innen. Er drehte ihn um und zog die Tür mit einem Ruck auf.

Noch zwei Schritte, und die Person wäre bei ihm gewesen. So aber blieb sie stehen.

Dem Bärtigen blieb die Spucke weg. Er hatte richtig getippt, er hatte ins Schwarze getroffen.

Vor ihm stand tatsächlich ein Kind!

***

Es war ein Junge, das stand fest. Vom Alter her für Rabanew schwer zu schätzen. Er konnte elf Jahre sein, möglicherweise auch dreizehn Jahre zählen. So genau kannte sich der Mann da nicht aus.

Zudem hatte er selbst keine Kinder.

Der Junge schaute hoch, Rabanew runter, so konnten sie sich beide ansehen, und das Gesicht des jungen Besuchers blieb im Schatten. Rabanew wußte nicht, was er fragen sollte, dieser Besuch hatte ihn nicht nur überrascht, sondern aus der Bahn geworfen.

»Was willst du?« Er mußte sich diese Worte förmlich über die Lippen quälen.

Der fremde Junge legte den Kopf leicht schief. »Ich möchte in dein Haus kommen.«

»Aha. - Und du hast keine Angst?«

»Nein.«

»Was willst du von mir?«

»Ich bin müde.«

»Hä.« Er lachte. »Sag nur, daß du auch bei mir schlafen willst, Kleiner.«

»Vielleicht.«

»Und weiter…«

»Nichts.«

Rabanew hatte es den Atem und auch die Sprache verschlagen. Er mußte sich erst fangen. Der Junge vor ihm wartete geduldig. »Hast du denn keine Eltern?«

»Doch.«

»Was ist mit ihnen?«

»Nichts.«

»Sie sagen also nichts?«

»So ist es.« Der Junge nickte.

Rabanew war durcheinander. Er wußte nicht, was er sagen und wie er sich verhalten sollte. Den Jungen hineinlassen oder die Tür zuschlagen? Da stand ein Kind, kein Gegner für ihn. Trotzdem durchrieselte den Bärtigen ein Gefühl, das er als Warnung ansah.

Er bemühte sich, ihn in der Dunkelheit zu erkennen. Er sah, daß der Junge eine der Witterung entsprechende Kleidung trug. Wenn er ihn jetzt wegschickte, würde er sicherlich nicht erfrieren. Die Jacke und die Hose bestanden aus dickem Stoff.

Rabanew war durcheinander. Er wollte den Jungen nicht bei sich im Haus haben. Dieser Ort gehörte ihm. Er hatte eine Aufgabe zu erledigen, er war schließlich wer. Man hatte ihn nicht grundlos eingesetzt, und er schüttelte den Kopf. »Du kannst hier nicht bleiben, Junge.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

Der Junge, dessen Namen Rabanew nicht kannte, senkte den Kopf. »Das ist schade, sehr schade.«

»Geh weiter. Erfrieren wirst du nicht. Da brauche ich dich nur anzuschauen.«

Im Gesicht des Jungen arbeitete es. Trotz der schlechten Sichtverhältnisse waren seine feingeschnittenen Züge gut zu erkennen. Das war ein Kind, das auf der Schwelle zum Jugendlichen stand. Es sah kindlich aus, dennoch wirkte es älter, fast erwachsener. Rabanew tat sich sehr schwer mit der Einschätzung.

Dann hob der junge Besucher die Schultern. »Gut, ich habe es eingesehen, ich werde gehen, aber zuvor möchte ich dir noch meinen Namen sagen.«

»Bitte.«

Er hob den Kopf, schaute Rabanew direkt an, dem unwohl wurde. »Ich heiße Elohim…«

Rabanew antwortete nicht. Nur seine Augenbrauen zogen sich zusammen, als wäre er dabei, über den Namen nachzudenken, der doch ziemlich selten war.

Es störte den Jungen, daß er keine Antwort kriegte, deshalb sagte er: »Merke ihn dir gut.«

»Ja, ich habe verstanden.«

»Dann gehe ich.« Ein letzter Blick, ein letztes, wissendes Lächeln, das dem Mann überhaupt nicht gefiel, und Elohim drehte sich von der Tür weg, die der Mann nicht schloß. Er blieb auf der Schwelle stehen und schaute dem Jungen nach.

Warum er das tat, wußte er selbst nicht genau. Da steckte eine Kraft dahinter, die ihn dazu zwang.

Elohim nahm den normalen Weg durch den Garten und schritt auf das weiße Tor zu, das die graue dichte Hecke, die das Grundstück umgab, unterbrach.

Er ging normal, und trotzdem kam es dem Beobachter so vor, als würden die Füße den Boden kaum oder gar nicht berühren. Elohim wirkte wie jemand, der schwebte.

Rabanew schüttelte den Kopf. Das konnte er nicht glauben. Da war eine andere Kraft, die ihn vorantreiben mußte, und die Bedrückung, die er dem Besucher gegenüber empfunden hatte, nahm allmählich zu. Er bekam sogar einen kalten Schauer, wollte den Jungen nicht mehr sehen, drehte sich um und rammte die Tür zu.

Nach zwei Schritten stoppte Rabanew, er ballte die Hände zu Fäusten. Im Dunkeln wartete er ab und überlegte. Dieser Besuch war ihm unheimlich. Das Haus wurde eigentlich gemieden. Wer zu ihm kam, der hatte bestimmte Gründe, und dieser Elohim hatte nicht so ausgesehen wie die anderen Besucher. Trotzdem wollte Rabanew nicht daran glauben, daß sich der Kleine verlaufen hatte. Da mußte einfach mehr dahinterstecken. Er hatte bestimmt einen Grund gehabt. Er kam Rabanew vor wie jemand, der von einem anderen geschickt worden war.

Der Mann machte noch immer kein Licht. Er kannte sich in seinem

alten Haus aus. Neben dem mächtigen Kachelofen stand ein Sessel mit der Form eines Schaukelstuhls. In ihm ließ sich Rabanew nieder. Durch den Schwung des Sitzens bewegte sich auch der Sessel. Der Ofen strahlte noch die Wärme des vergangenen Tages ab, aber auch sie schaffte es nicht, die Kälte aus dem Innern des Bärtigen zu vertreiben. Sie blieb in seinen Knochen hocken, als wollte sie diese einfrieren.

Dieser Besuch war nicht normal gewesen. Ein Junge kam nicht einfach so daher und bat um Einlaß.

Er hatte zudem ausgesehen wie jemand, der keine Not litt. Dieser Elohim konnte sich durchaus allein durchs Leben schlagen.

Nein, hinter diesem nächtlichen Besuch mußte etwas anderes stecken. Der kam dem Mann vor wie ein Test, der mit ihm durchgeführt werden sollte. Das lag durchaus im Bereich des Möglichen. Er wußte ja selbst, daß er hier kein normales Leben führte. Alles, was er tat, hatte einen bestimmten Grund. Er kannte seine Besucher normalerweise, diese Mischung aus Kind und Jugendlichem war ihm vorgekommen wie ein Spion.

Er holte tief Luft.

Der Sessel knarrte leise, wenn er bewegt wurde. Das Geräusch störte ihn nicht, er hatte sich daran gewöhnt, und er schaute mit starren Blicken ins Leere.

Die Tür zeichnete sich schwach in der Dunkelheit ab. Für ihn war sie so etwas wie eine Sicherheit gewesen, was nun nicht mehr stimmte. Dieser Junge hatte es geschafft, einen Wall zu durchbrechen.

Bisher hatte sich Rabanew geschützt gefühlt. Warum jetzt nicht mehr? Warum nicht nach diesem Besuch?

Er stand schwungvoll auf.

Der Sessel schaukelte hinter ihm nach und die breiten Kufen berührten die Hacken des Mannes. Das Haus war groß, viel zu groß für ihn, aber das brauchte er auch.

Mit schleppenden Schritten näherte sich Rabanew der Treppe. Er stieg ebenso langsam die Stufen hoch, seine Hand schleifte dabei über das Geländer.

Er fühlte sich nicht gut. Sein Inneres kochte. Das Blut hatte hinter der Stirn einen gewissen Druck hinterlassen, der Geschmack im Mund blieb aschig und schal.

Seine Lippen lagen hart zusammengepreßt. Er atmete nur durch die Nase. Bei jedem Schritt hörte er sein eigenes Schnaufen, was auch nicht normal war, denn hinter ihm lagen keinerlei Anstrengungen.

In der ersten Etage blieb er stehen.

Der Treppenabsatz war sehr breit und es führten verschiedene Treppen in die ebenfalls verschiedenen Richtungen. Sie endeten in den unterschiedlich hohen Anbauten des Hauses, die sich in Dachhöhe

angesiedelt hatten.

Es gab dort verschiedene Räume, für die er sich ebenfalls verantwortlich fühlte, und Rabanew überlegte, ob er einen dieser Räume betreten sollte. Es gab da einen Vorteil. Von dort aus konnte er das Gelände gut überblicken, was er auch wollte. Seltsamerweise glaubte er daran, daß der junge Besucher gar nicht verschwunden war, sondern sich irgendwo in der Nähe verborgen hielt. Den hatte nicht der Wind des Zufalls zu ihm geweht, dieser Elohim war bewußt zu ihm gekommen.

Ob er von dem Geheimnis wußte? Wenn ja, dann mußte ihn jemand informiert haben.

Rabanew ballte die Hände zu Fäusten. Seine Lippen zuckten. Er war wütend und frustriert zugleich.

Ihm gefiel so einiges nicht, aber er konnte sich dagegen auch nicht wehren. Die innere Unruhe blieb.

Da hatte jemand eine Uhr angestellt, deren Uhrwerk immer schneller lief und irgendwann aus der gesamten Mechanik hervorgerissen würde.

Es bahnte sich etwas an…

Lange Zeit war alles gutgegangen, aber mit dieser Nacht konnte sich etwas ändern.

Nach reiflichem Überlegen hatte sich der Bärtige entschlossen. Er öffnete eine bestimmte Tür. Sie knarrte in den Angeln, als er sie langsam aufzog.

Vor ihm lag eine Treppe.

Sie war wesentlich schmaler als die, die in den unteren Bereich führte. Die dunklen Wände rechts und links bestanden aus Holz. Sie ließen kein Licht durch, und Rabanew kam sich vor wie in einem sehr kalten und staubigen Tunnel.

Er atmete die kühle Luft durch den Mund ein. Seine Augen waren verdreht, den Blick nach oben gerichtet, wo er keine Decke erkennen konnte. Der Mann schwebte wie in einem luftverdünnten Raum. Er streckte den rechten Arm aus, und schon sehr bald berührte die Hand einen Widerstand.

Es war ebenfalls eine Tür. Wenn er die aufdrückte, stand er in dem kleinen Haus auf dem Dach, das zur Vorderseite hinwies. Weiter hinten sowie seitlich waren ähnliche Dachhäuser errichtet worden.

Die Tür schleifte über den Boden. Es war dunkel, aber nicht stockfinster. Er konnte das Fenster erkennen, das sich wie ein rechteckiger Ausschnitt abmalte.

Rabanew ging darauf zu.

Er hörte jeden seiner Schritte.

Die alten Bohlen stöhnten unter seinem Gewicht, als würde er über Körper hinweggehen. Seine Finger bewegten sich. Mal bildeten die

Hände Fäuste, mal waren sie gestreckt, und es machte ihm nichts aus, daß sich die Kälte wie ein Ring um ihn geschlossen hatte.

Er blieb vor dem Fenster stehen.

Von dieser Stelle aus hatte er eine hervorragende Sicht über die Vorderseite des Hauses. Bei Tageslicht konnte er weit in die Ebene hineinschauen, bis hin zu den dunklen, unheimlichen Wäldern und zu dem kleinen Dorf hin, das zwischen den Wäldern wie ein vergessener Fleck lag.

Die Dunkelheit aber deckte alles zu.

Er zerrte das Fenster auf. Das Holz klemmte, und so mußte er schon eine gewisse Kraft aufwenden.

Die kalte Luft streichelte sein Gesicht. Der Himmel lag verhangen über ihm. Es roch nach Schnee, doch es schneite nicht. Viel war auch getaut. Noch einige schmutzige Reste bedeckten den Erdboden wie hellbraune Inseln, auf deren Oberfläche eine Eisschicht schimmerte.

Nichts bewegte sich in der Weite. Nichts fiel ihm in der Nacht auf. Trotzdem war er sicher, nicht allein zu sein. In dieser Leere, die nur äußerlich vorhanden war, lebte etwas Unheimliches, das zuvor nicht dagewesen war.

Er traute dem Jungen nicht. Dieser Elohim war für ihn eine unbekannte Größe, jemand, vor dem er sich sehr in acht nehmen mußte.

Wo steckte er?

Die Logik sagte ihm, daß der Junge das Weite gesucht haben mußte, aber was war schon logisch in seinem Leben?

Nichts, gar nichts.

Alles war auf den Kopf gestellt worden. Andere Kräfte regierten ihn, trotzdem gab es eine gewisse Logik auch in seinem Bereich. Er mußte ihr gedanklich folgen. Ob jemand verschwunden war oder sich irgendwo noch in der Nähe eines Ziels aufhielt, das hatte rein gar nichts mit Magie zu tun.

Seine Blicke glitten in die Dunkelheit hinein. Sie versuchten dabei, die Weite der Landschaft zu erfassen, was ihm kaum möglich war, da er nicht die Augen einer Katze hatte. Die Hecke war gut zu erkennen. Sie erhob sich als dunkler Wall an der Vorderseite des Grundstücks. Er sah auch das hell gestrichene Tor als fahles Schimmern, mehr konnte er an der Vorderseite nicht erkennen.

Oder…?

Etwas kam ihm seltsam vor. Es war kein Licht, das sich jenseits der Hecke abzeichnete, aber trotzdem heller als die normale nächtliche Umgebung. Der Mann am Fenster zwinkerte. Täuschte er sich nicht? Er wußte es nicht genau, aber er drehte den Kopf nicht weg und schaute starr hin.

Dann - sehr plötzlich sogar - sah er schon die Bewegung auf dem

Rand des Walls.

Ein Schatten glitt hoch. Düster und trotzdem irgendwo hell, als wäre dunkles Licht dabei, die Umrisse des Körpers zitternd nachzuzeichnen.

Umrisse, die zu einem Menschen gehörten.

Der Bärtige hielt den Atem an. Tief in seinem Innern veränderte sich etwas. Ein heißer Strom zuckte durch seinen Körper, der auch die Augen nicht ausließ. Dort spürte er ein Brennen, als wären seine Pupillen mit Säuretropfen betupft worden.

Die Gestalt schaute über die Hecke hinweg, und sie drückte sich noch mehr in die Höhe, als würde sich hinter ihr eine Leiter befinden. Da war sicherlich keine vorhanden, es sei denn, die kleine Gestalt hätte sie zurückgelassen.

Er kannte den Fremden, der in die Höhe geschwebt war und über den Rand der Hecke hinweg auf die Vorderseite des Hauses schaute.

Es war Elohim…

***

Ich hatte meinen Rover nicht vor dem eigentlichen Ziel abgestellt, weil ich nicht auffallen wollte und es dort auch keinen Parkplatz für mich gab, wie ich bei einem langsamen Vorbeifahren entdeckt hatte. Einen Parkplatz fand ich trotzdem, schloß den Rover ab und ging die Strecke zu Fuß zurück.

Ich hatte mir die Handschuhe übergestreift, denn die unnatürliche Wärme der letzten Tage war verschwunden und hatte einer winterlichen Kälte Platz geschaffen.

Sogar einige Schneeflocken waren gefallen, doch auf dem Boden sofort getaut.

Ich ging langsam und die Umgebung beobachtend. Sie gehörte nicht zu den besten Wohngegenden Londons. Hier standen noch alte Häuser mit düsteren Fassaden, Souterrains und Dächern, von denen viele hätten »geflickt« werden müssen.

Ich sah den Menschen zu, die mir begegneten. Nicht nur Weiße, hier im Osten von London hatten sich viele Farbige niedergelassen, die unter der Kälte stärker froren als ich. Die meisten Passanten waren dick vermummt. Aus manchen offenen Türen strömte die Wärme wie ein bulliger Hauch, vermischt mit den Gerüchen der Gerichte, die in den kleinen Imbißstuben zubereitet wurden.

In der Regel konnte man hier afrikanisch oder asiatisch essen, aber auch die griechische und italienische Küche war vertreten. Kleine Läden nur, bestehend aus den Wohnzimmern der früheren Bewohner, die noch das viktorianische Zeitalter miterlebt hatten.

Das Haus, das ich suchte, unterschied sich in nichts von den anderen Bauten. Auch seine graue Fassade hatte im Laufe der Zeit gelitten.

Hohe Fenster mit grauen Scheiben, an denen sich der Schmutz dieser

Gegend niedergelassen hatte und auch vom Regen nicht mehr abgewaschen werden konnte.

Ich wollte einen Mann besuchen, der auf den Namen Henry O. Sellnick hörte. Ich kannte ihn nicht, selbst Fotos hatte ich nicht gesehen, aber wie so oft hatte der Zufall ein wenig mitgespielt, denn man hatte uns einen Tip zukommen lassen.

Dieser Henry O. Sellnick gehörte zu einer besonderen Gruppe von Menschen. Er war so etwas wie ein Beerdigungsunternehmer, der sich um außergewöhnliche Kundenwünsche kümmerte. Mehr wußte ich noch immer nicht, denn der Informant, den ich selbst nicht kannte, wollte sich nicht den Mund verbrennen oder sein Leben verlieren.

Zudem hatte Sir James, mein Chef, den Anruf entgegengenommen und an mich weitergeleitet.

»Gehen Sie dieser Information mal nach«, hatte er gesagt. »Ob etwas dabei herauskommt, weiß ich nicht, aber wir sollten die Augen immer offenhalten.«

Da ich ein gehorsamer Mitarbeiter war, hatte ich mich nicht dagegen gesträubt und den Job angenommen. Es war mir lieber, mit einem besonderen Beerdigungsunternehmer zu sprechen, als im Büro zu hängen und Däumchen zu drehen.

Zudem hatte Sir James meiner Sekretärin Glenda Perkins einen Urlaub dienstlich verordnet. Sie sollte sich drei Tage von den letzten Strapazen erholen, denn sie war nach Aibon, in die Welt des Druiden Guywano, entführt worden, damit sie als Druckmittel gegen mich verwendet werden konnte. Dieser Plan hatte nicht geklappt. Mit Hilfe einer gewissen Ribana und des Roten Ryan hatten wir Glenda nicht nur befreien, sondern das Tor nach Aibon auch verschließen können.

Der eigentliche Plan der Gegenseite, eine aus Aibon geflüchtete Familie zu finden, war nicht aufgegangen. So konnte ich einigermaßen zufrieden sein und mich neuen Aufgaben widmen.

Ich schaute mich sehr genau in dieser Gegend um, aber es war niemand zu entdecken, der Interesse an mir gehabt hätte. Bei diesem Wetter ging man nur ungern nach draußen. Der Wind wehte aus Nordwest, und er fiel wie der Atem eines Eismonsters in die Straßenschluchten der Millionenstadt an der Themse ein.

Zu dem ungewöhnlichen Laden im Souterrain führte eine Treppe. Die Fenster des Geschäfts lagen unter der Erdoberfläche.

Ich blieb stehen und versuchte, einen Blick auf die Fenster zu erhaschen. Viel konnte ich nicht sehen.

Die Stufen der Treppe waren ziemlich ausgetreten. Das Geländer hatte einen leichten Rostfilm angesetzt, und ich konnte nicht gerade sagen, daß ich mich in dieser Umgebung wohlfühlte. Ich war natürlich auf diesen Henry O. Sellnick gespannt. Was konnte das nur für ein Mensch sein, der seinen Kunden ungewöhnliche Beerdigungen anbot?

Mit Leuten seines Berufsstandes hatte ich schon in den ersten Jahren meiner Laufbahn Bekanntschaft gemacht und festgestellt, daß sich hin und wieder ein Ghoul unter die normalen Betreiber dieses Gewerbes gemischt hatte.

Am Ende der Treppe mußte ich mich nach rechts wenden, um gegen eine schwarz gestrichene Tür zu starren, in deren Mitte sich ein goldener Klingelknopf befand.

Ich sah kein Firmenschild, es gab überhaupt keinen Hinweis auf die Tätigkeit des Mannes. Anscheinend brauchte er keine Reklame, seine Kunden kamen von allein.

Es gab auch keine Kamera, die den Eingang überwachte. Man mußte eben klingeln, hineingehen und…

Ich drückte mit dem Zeigefinger auf den Knopf.

Ein Signal hörte ich nicht. Die Tür war sehr dick.

Ich wartete.

Zeit verrann.

Dabei fühlte ich mich nicht wohl. Obwohl wirklich kein optisches Auge zu sehen war, festigte sich in mir der Gedanke, daß man mich unter Kontrolle hielt.

In mir stieg schon der Ärger über die Warterei hoch, als sich doch noch etwas tat. Nicht die Tür selbst wurde aufgezogen, sondern eine Klappe in der Tür.

Jemand schaute mich an.

Ich sah ein Auge, eine Stirn, den Haaransatz.

Ich lächelte.

Irgendwo an der Glasscheibe mußte noch ein Lautsprecher eingebaut worden sein, denn die mich fragende Stimme klang wie die eines Roboters.

»Sie wünschen?«

»Ich möchte mit Mr. Sellnick reden.«

»Wer sind Sie?«

»Das sage ich ihm selbst.«

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Warten Sie. Ich werde fragen, ob Mr. Sellnick Zeit für Sie hat.«

Die Klappe wurde wieder geschlossen. Beim letzten Satz hatte der Typ ein Wort besonders betont.

Es war dieses Sie - so als wäre ich nicht würdig, mit dem hohen Meister reden zu dürfen.

Das fing ja gut an.

Die Spannung bei mir stieg nicht an, sie schuf einem anderen Gefühl Platz.

Ich selbst bezeichnete es als ungut, und ich konnte mir vorstellen, auf dem richtigen Weg zu sein.

Dieser Henry O. Sellnick war ein Menschenfreund der besonderen Sorte. Und seine Mitarbeiter hatte er entsprechend angelernt. Wenn ich noch lange wartete, würde ich kalte Füße bekommen. Ich hatte meinen Namen bewußt nicht genannt, denn es war durchaus möglich, daß dieser seltsame Beerdigungsunternehmer ihn kannte. So ganz unbekannt war ich in einer bestimmten Branche nicht.

Dann passierte doch etwas.

Diesmal öffnete sich nicht das Guckfenster, sondern die Tür. Nach innen wurde sie aufgezogen, denn zur anderen Seite hin war der Platz begrenzt.

Es war nicht der Chef persönlich, der mich empfing, sondern ein Schrank von Mann, der aussah, als würde er in wenigen Minuten zur Beerdigung gehen, denn er war in Schwarz gekleidet. Nicht mal ein weißes Hemd trug er, dafür einen ebenfalls schwarzen Rollkragenpulli.

Sein Kopf sah aus wie ein Felsblock, der an den Seiten nicht richtig zurechtgeschliffen war. Eine helle Haut, ein blonder Stoppelhaarschnitt, eine kleine Nase mit abstehenden Nasenlöchern und ein breiter Mund.

»Ist der Chef bereit, mich zu empfangen?«

»Er macht eine Ausnahme, kommen Sie herein.«

»Danke.« Ich ging, nachdem der Knabe die Tür freigegeben hatte. Er schloß sie hinter mir wieder.

Der Granitkopf stand vor der Tür und schaute mich aus seinen wasserhellen Augen an. Er sprach nicht, sein Blick reichte mir allerdings. Er erklärte mir, daß ich mich in die Höhle des Löwen begeben hatte und es an dem Löwen selbst lag, ob und wann ich diesen Platz wieder verlassen konnte und wann nicht.

Als er sich räusperte, löste er sich gleichzeitig von der Tür und ging an mir vorbei.

Ich folgte ihm.

Wir durchquerten einen Raum, in dem nur ein Licht brannte. Es war der Strahler, den ich von außen gesehen hatte. Wie eine helle Duschtasse klebte er unter der Decke und verteilte die dünnen Lichtstreifen in verschiedene Richtungen.

Er war genau ausgerichtet. Jeder Strahl erwischte einen bestimmten Gegenstand. Sie paßten natürlich zu einem derartigen Laden. Särge sah ich zwar nicht, aber Leichenhemden hingen an den Wänden. In dunklen Regalen standen Urnen, und ich sah auch Bilder, die gut geschminkte und perfekt zurechtgemachte Leichen in verschiedenen Ausführungen zeigten.

Mehr war nicht zu entdecken. Es wies auch nichts auf den eigentlichen Job des Mannes hin, also auf bestimmte Grabstätten an außergewöhnlichen Orten.

Natürlich war der Teppichboden dunkel. Ich hatte den Eindruck, über festgetretene, graue Asche zu schreiten, und deren Grau setzte sich an den Wänden fort.

In diesem Raum konnte man sich alles andere als wohl fühlen. Obwohl eine Heizung Wärme verbreitete, fröstelte ich, und das mußte einzig und allein an der Atmosphäre liegen.

Der Kantige schaute sich nicht ein einziges Mal um. Er öffnete mir eine Tür, blieb aber neben ihr stehen und nickte mir zu. »Mr. Sellnick erwartet Sie.«

»Danke.«

Ich schritt über die Schwelle. Viel veränderte sich nicht. Das Licht war besser eingestellt, und es stammte auch nicht von einem Strahler, diesmal sorgten mehrere Lampen für Helligkeit. Mir fiel sofort der schwarze Schreibtisch auf, der auf silbrig glänzenden Füßen stand. An einer Seite des Schreibtisches gruppierten sich moderne Kommunikationsmittel. Eine Telefonanlage, ein Faxgerät, auch ein Monitor mit Bildschirm. Der schwarze Lederstuhl vor dem Schreibtisch war nicht besetzt.

Dieser fensterlose Raum machte auf mich den Eindruck eines postmodernen Grabs, und die Kälte in meinem Innern nahm zu. Sie glitt wie Eiskrümel durch meine Blutbahnen, als wollte sie mein Gehirn einfrieren.

Ich war nicht allein, der Chef dieser ungewöhnlichen Firma befand sich im Raum, aber er war nur schwer zu erkennen, da er sich nahe seiner schwarzen, mit Büchern gefüllten Regale aufhielt, die von keinem Lichtstreifen erwischt wurden.

Ich sah ihn erst, als ich vor seinem Schreibtisch und neben dem ebenfalls dunklen Besucherstuhl stehenblieb, da nämlich bewegte er sich und drehte mir nicht mehr den Rücken zu.

Mit bedächtigen Schritten löste er sich von seinem Platz am Regal und kam auf mich zu. Sein Kommen glich dem Auftritt eines Schauspielers auf einer leeren Bühne. Er wußte genau, was er wert war, und als er in das Licht trat, bekam ich genügend Zeit, ihn mir anzuschauen. Nein, einen Vergleich zu seinem Mitarbeiter hielt er nicht stand, obwohl beide die gleiche Kälte abstrahlten, was auch das Lächeln auf Sellnicks fleischigem Gesicht nicht verändern konnte.

Sein Haar war schwarz und glatt nach hinten gekämmt. Hinzu kam der Mittelscheitel, der es in zwei Hälften trennte, aber beide Hälften fanden sich im Nacken wieder zusammen, wo sie dann einen kurzen Zopf bildeten.

Es fiel mir nicht schwer, sein Gesicht zu beschreiben. Sollte ich es mit einem Ei vergleichen?

Irgendwo lag ich da richtig, denn seine Wangen wirkten leicht aufgeblasen. Hinzu kam der kleine Mund mit den feucht

schimmernden Lippen, den Augenbrauen, die dicht oberhalb der Nasenwurzel zusammenwuchsen, und die Nase selbst, die mich an einen in die Länge gezogenen Tropfen erinnerte. Seine Augen waren klein, das verteilte sich auch auf die Pupillen, die dunkel schimmerten, als hätte er erst vor wenigen Sekunden Tropfen hineinfallen lassen.

Sein Mitarbeiter gehörte zu den harten Typen, dieser Henry O. Sellnick machte auf mich den Eindruck eines weichen Mannes, irgendwie fleischig und schleimig zugleich, so daß mir der Vergleich mit einem Ghoul in den Sinn kam.

Automatisch konzentrierte ich mich auf den Geruch. Ich wußte, daß Ghouls, auch wenn sie die Gestalt gewechselt hatten und menschlich geworden waren, einen bestimmten Geruch nicht verleugnen konnten. Sie stanken immer wieder ein wenig nach Moder, doch hier roch meine empfindliche Nase nichts in dieser Richtung, nur ein etwas süßlicher Parfüm- oder Rasierwassergeruch schwang mir entgegen.

Auch Sellnick trug dunkle Kleidung, hatte aber durch sein schneeweißes Rüschenhemd für einen nötigen Kontrast gesorgt.

Vor seinem Schreibtisch blieb er stehen, die linke Hand auf die Lehne des Stuhls gelegt. Ich sah, daß an seinem Mittelfinger ein goldener Ring mit einem dicken Stein schimmerte, der in seiner Grundfarbe nicht genau zu bestimmen war, weil er einfach zu viele Facetten zeigte.

Sellnick nickte mir zu. »Ich begrüße Sie, Mr. Sinclair.«

Das war die erste Überraschung. Er kannte meinen Namen. Bevor ich etwas entgegnen konnte, fing er an zu lachen. »Jetzt wundern Sie sich, denke ich mal.«

»Ja, das stimmt.«

»Man muß in diesem Geschäft einige Leute kennen. Das gehört gewissermaßen zum guten Ton.«

»Woher kennen Sie mich?«

»Ihr Gesicht ist bekannt. Außerdem habe ich Sie, als Sie draußen vor der Tür standen, auf meinem kleinen Bildschirm gesehen.« Er deutete dabei auf den Monitor.

»Ah ja.«

»Sie sahen das Auge nicht?«

»Nein.«

Sellnick lächelte irgendwie selbstzufrieden. »Dann hat es ja seine Funktion erfüllt. Selbst das Auge des Gesetzes hat es nicht entdeckt.«

Er lachte breit, und es klang unsympathisch in meinen Ohren. Dann deutete er über den Schreibtisch hinweg auf den Besucherstuhl. »Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Danke.«

Wir setzten uns gemeinsam, wobei wir uns nicht aus den Augen

ließen. »Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Saft oder etwas Alkoholisches, Mr. Sinclair?«

»Nein, gar nichts.«

»Wie Sie wollen. Ich werde mir einen kleinen Schluck gönnen.«

»Bitte.«

Er streckte seinen Arm aus und öffnete an seinem Schreibtisch eine Lade. Aus diesem Fach holte er eine kleine Flasche Wasser und ein Glas hervor, in das er eine Zitronenscheibe legte, bevor er die Flasche öffnete und das Glas zur Hälfte füllte. Das Sprudeln hörte sich an wie ein leises Gelächter, doch auch dieses völlig normale Geräusch konnte meine innere Unruhe nicht vertreiben. Etwas lag zwischen uns wie ein kräftiges Spannungsfeld. Sellnick war dabei, mich zu belauern, und mir erging es bei ihm ebenso.

Der Mann trank.

Schon zuvor waren mir seine sehr kontrollierten Bewegungen aufgefallen, die er auch jetzt fortführte, als er das Glas an die Lippen hob. Er nahm einen tiefen Schluck, sein Mund verzog sich anschließend wie eine Gummimasse, und er leckte noch einmal mit der Zungenspitze über die Lippen, um dort Feuchtigkeit zu verteilen.

Dann betrachtete er die Nägel seiner gekrümmten Finger und hauchte gegen den Edelstein des Rings. »Tja, Mr. Sinclair, die Reihe ist an Ihnen. Sie sollten mir schon den Grund Ihres Besuchs erklären.«

»Natürlich.«

Er lehnte sich zurück, lauschte dem leisen Knarzen des Leders und streckte seine Beine weit aus. So hatte er es sich gemütlich gemacht, doch in seinen Augen stand kein Funke von Gemütlichkeit. Er war lauernd, kalt und abwartend.

»Bitte, Mr. Sinclair.«

»Ich hörte, daß Sie einem ungewöhnlichen Beruf nachgehen, Mr. Sellnick.«

»Tue ich das?« Er begleitete die Frage mit einem spöttischen Lächeln.

»Das finde ich schon, denn es gibt wohl mehr Sekretärinnen hier in London als Beerdigungsunternehmer.«

Wieder lachte er, und diesmal schien er sich zu amüsieren, denn er hatte den Mund weit geöffnet und ließ mich in seinen rosigen Rachen hineinschauen, in dem sich die Zunge zuckend bewegte.

»Das ist wahr, sehr gut gefolgert, Mr. Sinclair.« Er schloß den Mund, nahm einen Schluck und sprach mit kalter Stimme weiter. »Aber deshalb sind Sie doch nicht zu mir gekommen - oder?«

»Nein. Ich hörte auch über die ungewöhnlichen Methoden, mit denen Sie Ihren Beruf würzen.«

Das gefiel ihm wieder. »Würzen ist gut, sehr gut. Wie stellen Sie sich das denn vor?«

»Ich habe keine Ahnung. Setzen wir einmal den Fall, ich wäre ein

normaler Kunde, der zu Ihnen kommt und Sie darauf anspricht, eine besondere Beerdigung für einen Freund oder Verwandten ausrichten zu wollen. Was würden Sie mir dann vorschlagen?«

»Da gibt es verschiedene Möglichkeiten.« Er klopfte mit der Kuppe seines Zeigefingers auf den Schreibtisch, als wollte er diese angedeuteten Alternativen testen. »Da wäre zum einen die Einäscherung.«

»Da kann ich auch zu einem anderen Bestattungsunternehmen gehen.«

»Stimmt.«

»Was ist das Besondere an Ihrer Firma?«

»Das ist nicht einfach zu erklären.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

Er lächelte kühl. »Welchen Grund sollte ich überhaupt haben, Ihnen das alles offenzulegen, wo Sie doch kein Kunde von mir sind, Mr. Sinclair?«

»Da gäbe es verschiedene Gründe. Sie könnten zum Beispiel dafür sorgen, daß kein Verdacht entsteht.«

»Gegen mich?«

»Richtig.«

Er schob die Unterlippe vor. »Ich möchte Ihnen zuvor erklären, daß ich kein Gesetzesbrecher bin. Ich arbeite zwar mit außergewöhnlichen Methoden, doch einen Grund, mich deshalb anzuklagen und vor Gericht zu stellen, gibt es nicht.«

»Davon habe ich auch nicht gesprochen.«

»Ich wollte es nur noch einmal klargestellt haben, Mr. Sinclair.« Er räusperte sich. »Um auf Ihre Frage zurückzukommen, muß ich Ihnen sagen, daß Kunden, die Begräbnisse an ungewöhnlichen Orten verlangen, auch bedient werden.«

»Wo liegen diese Orte?«

»Nun ja, da gibt es die allgemein bekannte Seebestattung, die auch Ihnen ein Begriff sein dürfte.«

»Stimmt.«

»Sehen Sie, das wäre eine außergewöhnliche Methode. Aber es gibt auch andere. Wenn ein Mensch an einem bestimmten Ort im Ausland begraben werden möchte, so regeln wir auch das.«

»Das ist mir zu allgemein.«

»Schön, dann werde ich konkreter.« Er legte seine hellen Hände mit den dicken und etwas zu kurzen Fingern übereinander. »Wenn Sie mir sagen, daß Sie irgendwo in der Taiga begraben werden wollen, werden wir dies für Sie regeln. Und wenn Sie einen verstorbenen Freund haben, dessen Wunsch der gleiche ist, werden wir uns bemühen, ihn zu erfüllen.«

»Und das geht?«

»Ja.«
»Aber Sie haben nicht nur die Taiga im Programm?«
»Dann würde über meinem Geschäft wohl der Pleitegeier kreisen.«
»Wo lassen Sie noch begraben?«
Seine Augen funkelten, als er sich vorbeugte. Die Lampe auf seinem Schreibtisch hatte einen halbrunden Schirm, der mit dunklen Ringen verziert worden war und ein entsprechend gedämpftes, schattiges Licht abgab, das auch sein Gesicht anleuchtete. »Es gibt ja geheimnisvolle Orte hier in Britannien. Alte Schlösser, unheimliche Friedhöfe, Höhlen, Tunnel, Felsengräber, Moore oder Orte, an denen einmal das Böse gewohnt hat und noch vorhanden ist.«
»Und dort finden ihre toten Klienten die letzten Ruhestätten.«
»Ja«, sagte Sellnick nach kurzem Zögern.
»Abgesehen davon, daß diese Methode zumindest zwielichtig ist, warum haben Sie Britannien erwähnt? Arbeiten Sie nur hier im Land oder auch woanders?«
»Pardon, wir sind international. Ich erwähnte ja die Taiga. Gerade mit der Öffnung des Ostens sind uns neue Möglichkeiten erschlossen worden.«
Ich nickte. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, kennen Sie auch dort gewisse magische Orte, wo sie die Toten begraben.«
»Genau. Alte Kreuzwege sind ein sehr beliebter Ort. Dort ist die alte Magie zumeist noch vorhanden, sagt man. Aber das müßten Sie besser wissen.«
»Möglich.«
»Sehen Sie. Ich habe mich mit meinem Geschäft auf die Wünsche der Kunden eingestellt und kann über Arbeit nicht klagen. Durch meine guten internationalen Beziehungen werden mir auch keine Steine in den Weg gelegt. Sie glauben nicht, wie froh ich darüber bin.«
»Das denke ich mir.«
Er nickte wie ein Lehrer, der froh war, seinem Schüler endlich die Integralrechnung nähergebracht zu haben. »Nun wissen Sie also Bescheid, Mr. Sinclair.«
Ich wußte gar nichts. Es war mir zu allgemein. Er hätte mich jetzt an einen dieser Orte hinführen können, das wäre besser gewesen, so aber saß ich nur da, und mein Mißtrauen war gestiegen.
»Kann ich selbst noch etwas für Sie tun?« erkundigte er sich.
»Laden Sie auch Gäste zu diesen Beerdigungen ein?«
»Nein, ich nicht. Aber wenn ein Kunde es wünscht, daß ein naher Angehöriger dabei ist und entsprechend bezahlt, so kann ich ihm den Wunsch nicht abschlagen.«
»Aha.«
»Haben Sie einen Angehörigen, der diesen Wunsch an Sie herangetragen hat, Mr. Sinclair?«

»Noch nicht.«
»Das ist natürlich schade.«
»Stimmt.« Ich räusperte mich. »Um noch einmal auf die bestimmten Grabstätten zurückzukommen. Man kann Sie ja nicht mit normalen Friedhöfen vergleichen - oder?«
»Nein, im Prinzip nicht, aber nicht immer.«
»Können Sie mir einige Orte nennen, an denen Kunden von Ihnen unter der Erde liegen.«
Er blieb stumm. Seine Stirn, sonst glatt, wies plötzlich ein Waschbrettmuster auf. »Sorry, aber ich sehe keinen Sinn darin, Ihnen in dieser Hinsicht behilflich zu sein. Ich habe Sie empfangen, ich stand Ihnen Rede und Antwort, doch Betriebsgeheimnisse behalte ich für mich. Ich glaube sowieso nicht, daß wir uns noch einmal begegnen werden.«
Er schaute auf seine Uhr. »Auch wenn es Ihnen nicht so scheint, aber meine Zeit ist leider begrenzt. Ich habe noch zu tun.«
»Sie haben also wieder einen Kunden?«
»Schon.«
»Und wo werden Sie ihn begraben?«
Er lachte mich kichernd an. »So fragt man Menschen aus, Mr. Sinclair. Ich gehöre zwar auch zu diesen Spezies, doch wie ich schon sagte, Betriebsgeheimnisse müssen Sie mir schon zugestehen.«
»Ungern.«
»Das glaube ich Ihnen. Ich habe schon zuviel von Ihnen gehört, als daß Sie sich mit dem zufriedengeben könnten, was ich Ihnen gesagt habe. Nehmen Sie es als meinen Rat an, Mr. Sinclair. Um gewisse Dinge sollte man sich nicht kümmern. Nicht jeder Verstorbene wünscht eine konventionelle Beerdigung. Lassen Sie den Wünschen freier Menschen einen genügenden Spielraum, dann werden wir alle zufrieden sein, denke ich mir.« Er legte die Handflächen gegeneinander. »Ich weiß auch nicht, wer was gegen mich gesagt hat. Legen Sie nicht alles auf die Goldwaage. Vieles stimmt davon nicht.«
Ich schoß einen Bluff ab. »Die Hälfte würde reichen.«
»Und die wäre?«
»Glauben Sie nicht, daß es Friedhöfe gibt, die mehr als außergewöhnlich sind?«
»Doch, die gibt es.« Er legte den Kopf zur Seite und versuchte, seinem Gesicht einen harmlosen Ausdruck zu geben. »Jeder Friedhof ist auf seine Art und Weise ungewöhnlich. Dieser Meinung bin ich zumindest. Oder liege ich da falsch?«
»Nein, das nicht. Friedhöfe haben schon eine individuelle Ausstrahlung, aber darauf wollte ich nicht hinaus.«
»Sondern?«
»Ich habe eine Frage.«

Henry O. Sellnick verdrehte die Augen. »Bitte, Mr. Sinclair, dann aber die letzte.«

»Wie Sie wünschen. Ist Ihnen zufällig das Wort Ghoul ein Begriff?«

»Ghoul?« wiederholte er nach einer Weile des Nachdenkens. »Sagten Sie Ghoul?«

»Sehr richtig.«

»Nein, im Moment nicht. Können Sie da etwas deutlicher werden?«

»Schon.« Meine Gedanken bewegten sich auf eine bestimmte Vermutung hin. »Ghouls sind Leichenfresser. Sie ernähren sich von Toten. Es gibt auch heute noch Friedhöfe, auf denen sie hausen, und sie brauchen immer wieder Nachschub.«

»Aha…«

»Es könnte ja sein, daß Sie mit Ihrer Firma für diesen Nachschub sorgen, Mr. Sellnick.«

Er kratzte sich mit einem Fingernagel über der Oberlippe. »Es ist sehr interessant, in welche Richtung sich die Gedanken eines Polizisten bewegen können, besonders Ihre, Mr. Sinclair. Aber damit habe ich nun wirklich nichts zu tun.«

»Sie kennen also keine Ghouls?«

»Wo denken Sie hin.«

»Gestatten Sie, daß ich Ihnen das nicht glaube?«

»Halten Sie es, wie Sie wollen, Mr. Sinclair. Ich jedenfalls kenne keine Ghouls.« Nach dieser Antwort stand er ruckartig auf. »Mein Mitarbeiter wird Sie hinausbringen.«

Auch ich erhob mich, nur etwas langsamer als er. »Danke, daß Sie mir einen Teil Ihrer Zeit gewidmet haben.«

»Es war doch selbstverständlich. Zudem gehöre ich zu den Leuten, die der Polizei gern behilflich sind.«

»Ja, so sehen Sie auch aus, Mr. Sellnick.«

Sein säuerlich bissiger Gesichtsausdruck zeigte mir, daß ihm die Antwort nicht gefallen hatte. Er enthielt sich jedoch eines Kommentars. Er brauchte mich nicht zur Tür zu bringen und traf auch keine Anstalten, mir die Hand zu reichen. Ich ging allein und ließ ihn hinter mir zurück in einer düsteren Grabesstimmung.

Bevor ich die Tür zum Verkaufsraum öffnen konnte, wurde sie bereits von der anderen Seite her aufgezogen. Ich blieb stehen und wartete, bis ich das Granitgesicht mit den hellen Stoppelhaaren sah. Der Knabe schaute mich an.

»Sie wollen gehen?«

»Ja.«

»Ich begleite Sie.«

Da er sich nicht abschütteln ließ, blieb ich an seiner Seite und ließ mir auch die Tür öffnen. Aus der psychischen Kälte einer ungewöhnlichen Gruft gelangte ich in einen normalen Winter, dessen

Wind mir ins Gesicht schlug.

Hinter mir drückte er die Tür zu.

Ich ging rasch die Stufen der Treppe hoch, ohne noch einen Blick durch das Fenster zu werfen. Erst als ich mich von diesem Haus entfernt hatte, blieb ich stehen.

Wie war mein Besuch angekommen?

Sicherlich nicht positiv. Dieser Sellnick hatte sich zwar keine Blöße gegeben, ich konnte mir jedoch denken, daß er mißtrauisch geworden war und auch vorsichtig wurde.

Ich jedenfalls hatte Blut geleckt, und ich würde alles daransetzen, um ihn zu überführen. Dieser Mann war alles andere als harmlos. Ich dachte darüber nach, wie ich ihn einschätzen sollte, kam leider zu keinem Resultat, denn für einen Ghoul hielt ich ihn trotz seines fleischigen Aussehens nicht.

Es gab für mich eigentlich nur eine Möglichkeit. Immer am Ball bleiben und ihn beobachten lassen.

Allein konnte ich das nicht schaffen. Da hätte ich sechs und mehr Augen haben müssen. Also mußte mir Sir James helfen. Er würde genügend Männer finden, um diesen Henry O. Sellnick unter Kontrolle zu halten. Wie er seinen Beruf ausübte, das war, gelinde gesagt, leicht gesetzesuntreu. Nur konnten wir ihm daraus keinen Strick drehen. Wir mußten vielmehr konkretere Beweise haben!

Ein junger Mann rempelte und grinste mich an. »Ist dir auch kalt, Meister?«

»Nein.«

»Ich wüßte aber Dinge, die dich noch heißer machen.«

»Ich auch, einen guten Tee.« Nach dieser Antwort ließ ich den Typ stehen und ging zu meinem Wagen.

Um sein Gelächter und um seine Flüche kümmerte ich mich nicht.

***

Rabanew trat nicht vom Fenster zurück. Er blieb nahe der Scheibe stehen, als hätte man ihn dort festgeschraubt. Er konnte es kaum fassen, was ihm da präsentiert wurde. Dabei ging es ihm nicht um die Tatsache, daß jemand auf eine so ungewöhnliche Art und Weise über die Hecke hinwegschaute, er wunderte sich viel mehr über die Person an sich, diesen Jungen, der dem Kindesalter noch nicht richtig entwachsen war, aber so wirkte wie ein normaler Mann.

Oder…

Der bärtige Hüter des Hauses kam mit der Gestalt nicht zurecht. Er wußte sie nicht einzuordnen, und er wollte zudem nicht zugeben, daß ihm dieser Junge so etwas wie Angst einjagte. Keine Angst, die sein Herz zusammenpreßte und ihn beim Atmen störte, nein, dieses Gefühl war noch nicht über ihn gekommen, es war einfach die Angst davor,

daß ihm Elohim überlegen sein könnte.

Damit hatte sich Rabanew noch nie zuvor beschäftigt. Als unbesiegbar hatte er sich nicht gehalten, er kannte auch seine Grenzen, die jedoch waren sehr weit gesteckt. Was dieser Junge geschafft hatte, würde ihm kaum gelingen.

Er konnte nicht schweben…

Als er daran dachte, kam es ihm so vor, als hätte der Junge seine Gedanken erraten, denn ein Ruck durchlief die über dem Boden schwebende Gestalt.

Sie glitt wieder höher…

Der Mann am Fenster hielt den Atem an. Auf seinem Gesicht lag plötzlich ein dünner Schweißfilm.

Er merkte, daß sich in seiner Kehle etwas zugezogen hatte, als wären Bänder dabei, sich immer enger um die Haut zu drehen. Auch die Handflächen blieben von den Schweißtropfen nicht verschont. Durch gewisse Bewegungen verschmierte er sie und hatte dabei das Gefühl, in Schleim gefaßt zu haben.

Der Junge blieb.

Er änderte seine Höhe nicht mehr. Die Füße schlossen mit dem Ende der Hecke ab, und auch, als er seine Arme bewegte, veränderte er die Höhe nicht. Er streckte die Arme aus, als wollte er mit dieser Geste das Haus von sich fernhalten. Licht tanzte um die Finger, deshalb sah Rabanew sie auch recht deutlich. Er konnte sich überhaupt nichts erklären, irgend etwas lief da an ihm vorbei, obwohl er trotz allem im Mittelpunkt stand.

Da passierte es.

Plötzlich zuckten fahlweiße Blitze durch die Luft. Sie drangen aus den Fingerspitzen des Jungen hervor. Sie zeichneten ein regelrechtes Muster, sie bewegten sich zuckend auf das Haus zu, als wollten sie es zerstören.

Rabanew duckte sich. Er konnte und wollte nicht mehr hinschauen, aber er schielte aus seiner geduckten Haltung noch auf die Scheibe.

Die Blitze hatten sie mittlerweile erreicht. Sie tanzten davor in einem wirren Rhythmus, als wäre das Glas stabil genug, sie nicht durchzulassen.

Und dann schrie der Mann auf.

Er verlor den Halt, er rollte über den Boden, die Blitze hatten ihn erreicht und hielten ihn als magische Fesseln umklammert. Sekundenlang konnte er sich nicht bewegen. Um ihn herum toste ein lautloses Feuerwerk aus bleichem Licht, das seine Fesseln einfach nicht ablegen wollte.

Auf einmal war es vorbei.

Rabanew lag auf dem Rücken. Die Augen waren ihm vorgequollen. Er atmete tief ein und ebenso tief aus. Dabei hob und senkte sich sein

Brustkorb in bestimmten Intervallen, und aus seinen Mundwinkeln rann der Speichel, der gelblich war und übel roch. Das war merkwürdig, denn normalerweise stank Speichel nicht.

Der Bärtige verspürte keine Schmerzen. Trotzdem kam es ihm vor, als steckte sein Körper in einer Klammer. Er konnte sich diesen Druck beim besten Willen nicht erklären, aber er war nun einmal vorhanden und ließ auch seinen Kopf nicht aus. Er bewegte sich auf das Gehirn zu, als wollte er den Schädel sprengen.

Rabanew wälzte sich mühsam auf die rechte Seite. Die Fingernägel kratzten dabei über die Holzbohlen wie die Krallen einer Katze. Er atmete nicht, er röchelte, und über sein Gesicht lief ein ungewöhnliches Zucken. Sehr schnell und auch mehrmals hintereinander. Dabei nur eine Zeitspanne von wenigen Sekunden einnehmend, und innerhalb dieser sehr kurzen Zeit veränderte sich sein Gesicht. Es verzerrte sich, es wurde zu einer Fratze, die kaum noch einen menschlichen Ausdruck zeigte. In diesen Augenblicken spürte er auch das Unheil in sich selbst und gleichzeitig eine mörderische urwelthafte Kraft.

Die brachte ihn wieder auf die Beine.

Mit einem Sprung nach vorn, der einem Raubtier ebenfalls zur Ehre gereicht hätte, kam er auf die Füße, torkelte durch den Schwung noch weiter, bis er sich an der blanken Holzwand abstützen konnte.

Er stand gebückt, die Arme so weit vorgestreckt, daß er das Ziehen in den Muskeln spürte. Das Gesicht nach unten gerichtet, keuchend, wobei wieder Speichel auf den Boden tropfte, was von zischenden Geräuschen begleitet wurde.

Er nahm auch wieder den ekligen Geruch wahr, der einem Menschen fremd sein mochte, ihm aber nicht.

Er fing sich wieder.

Er spürte die Kraft.

Da war ein Akku in ihm, der sich in den vergangenen Sekunden aufgeladen hatte. Rabanew selbst sah die Vergangenheit zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als schlimm an.

Er richtete sich auf.

Aufrecht, den Kopf in den Nacken gelegt, blieb er stehen.

Sein Mund glich einem großen Loch inmitten des wuchernden Bartgestrüpps. Die Pupillen waren zur Decke gerichtet, als zeichnete sich dort eine Lösung ab. Vor seinen Augen tanzten die Bilder, die sich eigentlich nur aus düsteren Farben zusammensetzten und keinen konkreten Ausdruck abgaben.

Auf der Stelle drehte sich Rabanew herum. Er tappte dabei wie ein schwerfälliger Bär, hielt die Arme vom Körper gespreizt, als könnte er irgendwo einen Halt finden.

Der war überflüssig geworden. Auch ohne Unterstützung gelangte er

bis dicht vor das Fenster, stemmte sich dort an der schmalen hölzernen Bank wieder ab und lauschte dem leisen Knacken des nicht mehr ganz taufrischen Materials.

Er stierte nach vorn.

Dunkelheit.

Ein grauer Himmel mit schraffierten und schattigen Wolken. Keine Blitze mehr, die über dieses Firmament rasten und Kurs auf das Haus nahmen.

Auch der Junge war nicht mehr zu sehen. Wie einen glatten Strich sah er die Oberkante der Hecke, denn sie allein bildete die Grenze des von ihm so geliebten Areals.

Allmählich hatten sich seine Gedanken wiedergefunden. Es gelang ihm, normal nachzudenken, und er kam auch zu einem Ergebnis. Daß der Junge verschwunden war, hatte seiner Ansicht nach nicht viel zu sagen. Er sah ihn nicht mehr, um so besser, aber er glaubte nicht, daß er sich völlig aus der Nähe des Hauses zurückgezogen hatte. Es war durchaus möglich, daß der Junge irgendwo hockte und darauf lauerte, daß Rabanew einen Fehler beging, um dann zuschlagen zu können.

Jenseits der Hecke lagen die Gräber. Als er daran dachte, fuhr seine Zunge aus dem Mund und hinterließ einen feuchten Film auf den Lippen. Daß ihm der Gedanke an die Gräber erst jetzt gekommen war, ärgerte ihn schon, und er ballte vor Wut die Hände. Wahrscheinlich war der Junge deshalb gekommen, ihn interessierten eben die alten Gräber. Sollte das der Fall sein, dann mußte Rabanew ihn als Todfeind ansehen. Dieser Junge war kein Kind mehr, mochte er auch so aussehen. Er war ein Feind, ein Todfeind.

Rabanew wußte genau, was mit Feinden geschehen mußte. Sie mußten vernichtet werden.

Der Junge oder er?

Der Bärtige schaute auf seine Hände. In ihrer Größe hatten sie sich seinem Körperbau angepaßt. Sie wirkten wie kleine Schaufeln, und er konnte es leicht schaffen, einen Menschen mit einer Hand zu erwürgen. Dieser Junge durfte für ihn kein Hindernis sein.

Das sagte ihm sein Verstand, aber sein Gefühl sprach vom genauen Gegenteil. Elohim - ein seltsamer Name übrigens - verfügte über Kräfte, die nicht zu unterschätzen waren. Er beherrschte nicht nur die Levitation, nein, er hatte es auch geschafft, Blitze entstehen zu lassen, die, von seinen Fingern kommend, durch die Luft zuckten und ihm gewisse Fesseln aufgelegt hatten.

Wieder schaute er nach draußen. Diesmal hatte er das Fenster aufgezogen und sich so weit wie möglich hinausgebeugt.

Zu sehen war nichts.

Der Wind spielte im Vorgarten mit dem trockenen Wintergras.

Rabanew schloß das Fenster wieder und verließ den Raum. Vor der

stockdunklen Treppe blieb er erst einmal stehen und lauschte in die Tiefe. Er rechnete mit allem, auch mit einer Rückkehr des Jungen. Zu hören war nichts.

Der Mann ging die Stufen hinab. Seine Atemzüge drangen zischend aus dem Mund. Die Haut im Nacken hatte sich gespannt, auf seinem Körper verdampfte der Schweiß und gab dabei einen fremden und gleichzeitig strengen Geruch ab.

Die Handfläche lag auf dem Lauf des Geländers. Sie rieb darüber hinweg, und erst weiter unten, als er stehenblieb und gegen die Haustür starrte, wurde es wieder still. Nicht sehr lange, denn Rabanew hatte sich entschlossen, einige Schritte ins Freie zu gehen. Es war durchaus möglich, daß dieser Junge darauf wartete. Eigentlich war es auch besser, wenn er ihn so früh wie möglich erwischte und damit die Probleme aus der Welt schaffte. Auf keinen Fall durfte Elohim noch existieren, wenn der Nachschub eintraf.

Der Bärtige drehte sich nach rechts, wo sich der Schatten des Kachelofens abzeichnete. Dort hingen an einem Gestell bestimmte »Instrumente«, aus denen er wählen konnte.

Rabanew entschied sich für einen besonders harten und griffigen Schürhaken. Wenn ihm der Junge über den Weg lief, würde er ihn damit erschlagen.

Bei dem Gedanken daran grinste er und grinste auch noch, als er die Tür geöffnet hatte und vor dem Haus stand. Die Kälte traf ihn. Sie machte ihm nichts aus. Er drehte den Griff des Schürhakens, hob die Waffe an und betrachtete das krumme Ende, das aussah wie ein nach innen gebogener langer Finger.

Er war der Hüter diese einsamen Hauses. Er würde dafür sorgen, daß keine fremde Kraft eindrang, auch nicht in der Verkleidung eines harmlos aussehenden Jungen.

Er schüttelte den Kopf, als er sich das Gesicht mit den weichen, feingeschnittenen Zügen vorstellte.

Schon allein der Name Elohim gefiel ihm nicht. Wie ein Traumbild sah er die Gestalt des Kleinen vor sich, eingewickelt in den dunklen Mantel, der aussah, als hätte er ihn im letzten Jahrhundert gekauft.

Inzwischen hatte er den kleinen Vorgarten zur Hälfte durchquert. Im Sommer breiteten sich rechts und links des Wegs Beete mit blühenden Blumen aus. Im Winter sah alles flach aus, als hätten die Füße eines Riesen den Garten plattgetrampelt.

Vor dem Tor blieb er stehen.

Zwei dicke, weiß lackierte Pfosten grenzten es ein. Das Tor selbst bestand ebenfalls aus Stäben. Sie waren unterschiedlich lang und wurden von einem halbrunden Holzbogen an den Enden begrenzt.

Zwei Scharniere hielten das Tor an den Pfosten fest. Sie quietschten wie getretene Mäuse, als Rabanew es aufdrückte und es auch geöffnet

ließ.
Rabanew blieb stehen.
Seine Augen hatten sich vergrößert, als wollten sie das Restlicht der Nacht noch einfangen. Er bewegte den Kopf nach rechts und nach links, aber der Junge tat ihm nicht den Gefallen, sich zu zeigen.
Dabei wußte der Bärtige, daß er noch da war. Er spürte ihn, er spürte, daß dieser Elohim etwas hinterlassen hatte, was Rabanew nicht näher definieren konnte und es schlichtweg als eine Aura bezeichnete, die noch nachschwebte.
Keine Spur von Elohim…
Er schluckte Speichel. Wie Säure brannte das Zeug in der Kehle. Dann ging er zu den alten Grabsteinen, die schief und krumm aus der dunklen Erde wuchsen.
Er lief zwischen ihnen her. Bei jedem Schritt hatte er den Eindruck, als würde der Boden unter ihm vibrieren, als wollte er eine Nachricht schicken, die von den Toten oder deren Geistern stammte.
Er knurrte.
In seinem Innern spürte er das Tier. Die Wut verwandelte sich in Mordlust, und in den sonst dunklen Augen des Bärtigen trat ein grausames Funkeln.
»Elohim«, sprach er, wobei seine Stimme mehr einem düsteren Knurren glich. »Wo bist du…?«
Der Junge zeigte und meldete sich nicht.
Rabanew schlug mit dem Schürhaken durch die Luft und lauschte dem fauchenden Geräusch. Sein Mund verzog sich dabei zu einem Lächeln, denn er stellte sich vor, wie es wäre, wenn der Schürhaken den Schädel des Jungen zerschmetterte.
Er traf jedoch nur Luft.
Elohim zeigte sich nicht.
Rabanew hatte die Lücken zwischen den Grabsteinen wieder verlassen und starrte in die Dunkelheit über dem flachen Gelände. Nichts malte sich dort ab. Hin und wieder ein Busch oder einzeln stehende Sträucher, das war auch alles. Nur in der Ferne sah er den dunklen Schatten. Dort wuchs der mächtige Wald, der alles umfangen wollte.
Er drehte sich wieder um.
Zwangsläufig glitt sein Blick zum Haus.
Noch in derselben Sekunde erstarrte Rabanew.
Im Haus hatte sich etwas verändert, und zwar dort, wo er zuletzt aus dem Fenster geschaut hatte.
Dort war ein Licht wie von einem strahlenden Stern, ein helles, gleißendes Gelblicht. Es stand da, als würde es zu dem Haus gehören, aber Rabanew wußte, daß dies nicht stimmte. Es mußte dem Jungen gelungen sein, ungesehen in sein Refugium einzudringen.

Er senkte den Kopf und öffnete den Mund.
Dann knurrte er wie ein Tier.
Seine Augen verwandelten sich zu starren Kreisen. Im Innern spürte er wieder das andere hochsteigen. Mit der freien Hand fuhr er über seine linke Wange. Das Fleisch war anders geworden, weicher.
Wie jemand, der sein Gehirn ausgeschaltet hatte, beugte er den Kopf nach vorn und ging vor. Das Haus war sein Ziel. Dort würde er es dem Jungen zeigen, genau dort.
Er freute sich auf den Kampf.
Er freute sich auf die Schreie des Jungen.
Er freute sich auf dessen Tod…

***

Nachdenklich war ich wieder zu meiner Arbeitsstelle im Yard Building zurückgefahren, und diese Nachdenklichkeit war aus meinem Gesicht auch nicht verschwunden, als ich mich im Büro hinter den Schreibtisch setzte.
Zum Überlegen kam ich zunächst nicht, denn das Telefon meldete sich mit den berühmten Tutlauten. Ich hob ab und lauschte Glendas Stimme, die sich erkundigte, wie ich drauf war.
»Gut.«
»Das glaube ich dir nicht, denn du klingst ganz anders.«
»Ein Irrtum deinerseits.«
»Hast du Ärger?«
»Nicht mehr als sonst.«
»Ein neuer Fall?«
Ihr konnte man nichts vormachen. Ich verzog das Gesicht, obwohl sie es nicht sah, und stimmte ihr zu. »Ja, es ist in etwa ein neuer Fall, Glenda. Bevor du fragst, um was es genau geht, muß ich dich enttäuschen, denn ich weiß es selbst noch nicht.«
»Du willst nichts sagen.«
»Ich kann nicht. Außerdem muß ich Schluß machen, denn Sir James ist gerade eingetroffen.«
Das war nicht gelogen, denn mein Chef hatte tatsächlich das Büro betreten. Er ließ die Tür offen und nahm auf dem Stuhl Platz, auf dem sonst Suko saß.
»Also! Wie war es?«
Ich hob die Schultern. »Ist das alles?«
»Nein, Sir, aber ich bin an diese Type, und ich sage bewußt Type, nicht herangekommen. Dieser Henry O. Sellnick kommt mir vor wie ein mit Schleim bedeckter Aal. Ihn aus der Reserve zu locken, ist unwahrscheinlich schwer.«
Der Superintendent schaute ins Leere, beschäftigte sich gedanklich trotzdem mit dem Fall. »Sie haben sich einen Eindruck verschaffen

können. Ist er ein Beerdigungsunternehmer der besonderen Sorte, wie man es auch immer ausdrücken mag?«

»Das ist er in der Tat, Sir.«

»Ich höre.«

Er erhielt seinen Bericht. Natürlich war mein Eindruck subjektiv. Jeder Mensch konnte herumlaufen, wie er wollte, konnte sich anziehen, wie er wollte, konnte einem Beruf nachgehen, der ihm Spaß machte, aber Sellnick zu sehen und zu erleben, hatte bei mir schon einen starken Eindruck hinterlassen.

»Ich glaube Ihnen, John«, erklärte mein Chef.

»Danke.«

»Wie ich Sie kenne, haben Sie bereits nachgedacht.«

»Habe ich, Sir, und ich denke, daß wir diesen Mann und sein Unternehmen nicht aus den Augen lassen sollten.«

»Sie meinen Beobachtung?« Sir James hatte den Kopf ruckartig angehoben. Das Licht der Lampe funkelte in seinen Brillengläsern.

»Das wollte ich Ihnen vorschlagen.«

Der Superintendent überlegte einen Moment. »Okay, ich bin einverstanden. Sagten Sie nicht, daß er bald wieder eine Beerdigung plant?«

»Ja.«

»Sie wissen aber nicht, wo die Leiche hingeschafft werden soll?«

»Das ist mir unbekannt.«

»Gut, ich werde alles veranlassen, und Sie sollten sich reisefertig machen, man kann nie wissen, wo Sie der Wind noch hinführt.« Er lächelte knapp. »Haben Sie nicht von der Taiga gesprochen?«

»Unter anderem.«

»Das wünsche ich Ihnen nicht gerade.«

Mein Grinsen fiel säuerlich aus. »Da wäre noch etwas anderes, Sir. Können wir ihn nicht gesetzlich belangen? Ich meine, was er macht, ist ja nicht eben die Norm.«

»Haben Sie Beweise?«

»Nein.«

»Eben.« Er stand auf. »Was meinen Sie, John, wie viele Leute müßten wir einsetzen?«

Ich überlegte. »Drei oder vier.«

»Ja, die kann ich abstellen. Und halten Sie sich bitte zur Verfügung. Gehen Sie irgendwohin essen?«

»Heute mittag?«

Ich nickte. »Unten beim Italiener. Ich habe mich dort mit Jane verabredet.«

»Anschließend - sind Sie wieder hier?«

»Das denke ich doch.«

Damit war für meinen Chef die Sache erledigt. Kurz nach ihm verließ

ich mein Büro und hatte ein schlechtes Gewissen auf dem Weg zu meinem Stamm-Italiener. Die verabredete Zeit war bereits um zwanzig Minuten überschritten. Jane Collins würde sauer sein, aber sich wieder einkriegen. Da kannte ich sie gut genug.

Die Detektivin empfing mich mit dem Gleich-gehe-ich-an-die-Decke-Blick. Sie hatte sich ihr Essen bereits bestellt. Pasta mit Lachsstreifen und einer hellen Soße.

»Schmeckt das?« fragte ich, nachdem ich sie hatte begrüßen wollen, was sie aber nicht zugelassen und ihren Kopf zur Seite gedreht hatte. Etwas eingeschüchtert nahm ich deshalb Platz.

»Ob es dir schmeckt, weiß ich nicht. Mir jedenfalls hat es geschmeckt - bis jetzt.«

»Aha.«

»Was hast du zu deiner Entschuldigung zu sagen, Geisterjäger?«

»Toll siehst du heute aus.«

»Lenke nicht ab.«

»Stimmt doch.«

Sie mußte lächeln, dann lachen und wurde wieder normal. »Gab es irgendwelchen Ärger?«

»Nur leichten. Ich werde dir gleich Bericht erstatten.«

Der Wirt kam, begrüßte mich wie einen alten Freund und beschwerte sich gleichzeitig darüber, daß ich mich so lange nicht bei ihm hatte blicken lassen.

»Der Job, es ist der Job.«

»Si, das verstehe ich. Auch meine Mama ruft immer an und will, daß ich in die Heimat komme, aber es ist einfach zu viel zu tun. Ich kann hier nicht weg.«

»Das ist unser Schicksal. Was gibt es denn Gutes?«

»Alles ist gut.«

»Und was muß weg?«

»Auch alles.«

Wir lachten zu dritt. Danach ließ ich mir ein leichtes Gericht empfehlen. Als Vorspeise einen Capaccio vom Steinbutt und als Hauptgericht dünne Kalbsfilets in einer Thymiansoße mit bißfesten Nudeln.

»Hört sich gut an, aber ich nehme nur die Vorspeise - und davor…«

»Ein Suppe?«

»Nein, einen Salat.«

»Gut, mache ich. Aber Sie haben etwas versäumt, Signore Sinclair, wirklich.«

»Das mag sein, nur kann ich mir nicht viel Zeit lassen, Sie verstehen?«

»Ja, ja, immer die Eile, die Arbeit.«

»Genau.«

»Stimmt das auch?« erkundigte sich Jane, als der Besitzer nicht mehr zu sehen war.

»Wahrscheinlich.«

Sie trank einen Schluck Rose. Ich bekam mein Wasser serviert. »Es hängt mit dem neuen Fall zusammen?«

»Möglich.«

»Um was geht es denn?«

»Genau weiß ich es nicht. Da steht erst mal ein Name im Vordergrund. Henry O. Sellnick.«

»Nein.« Sie ließ ihre Gabel sinken. »Dieser Beerdigungsunternehmer?«

Jetzt war ich überrascht. »Du kennst ihn?«

Jane tupfte ihre Lippen ab. Sie trug ein grünes Kostüm und darunter einen mintfarbenen Pullover.

Darüber baumelte an einer dünnen Kette ein kleines goldenes Herz. »Ich kenne ihn natürlich nicht persönlich.«

»Wieso natürlich?«

»Ich habe ihm noch keinen Kunden vermittelt.«

»Trotzdem ist dir der Name geläufig. Darf ich fragen, woher du ihn weißt?«

»Aus Anzeigen.«

Ich räusperte mich. »Bitte?«

»Ja«, Jane nickte. »Dieser Sellnick annonciert ganz offen in den Zeitungen. Dort wirbt er dann für seine außergewöhnlichen Begräbnisse, die den Rahmen des Normalen sprengen. Ich habe mich nie darum gekümmert, doch jetzt, wo du es sagst, fällt es mir wieder ein.«

Ich bekam meinen Salat serviert. Er sah appetitlich aus. Das Dressing konnte ich selbst wählen.

Während ich mich für Essig und Öl entschied, aß Jane ihren Teller leer. Dann wollte Sie wissen, was ich denn mit Sellnick zu tun hatte.

»Bisher nicht viel.«

»Aber du kennst ihn persönlich?«

»Deshalb habe ich mich auch verspätet.«

»Schon verziehen.«

Ich aß und erzählte. Jane hörte aufmerksam zu, und als ich den Teller geleert hatte, da war auch mein Bericht beendet.

Jane lächelte süßsauer. Dieses Lächeln gefiel mir gar nicht. Ebensowenig wie ihre Haltung, denn sie hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und ihr Kinn aufgestützt. »Habe ich irgend etwas Falsches gesagt?« erkundigte ich mich vorsichtig.

»Nein, überhaupt nicht.«

»Na ja, du schaust so… so… ich weiß auch nicht.«

»Ich wollte nur darauf zurückkommen, daß Sir James diesen

Unternehmer beobachten läßt.«

»Das stimmt.«

»Und er wird, das hat er dir ja gesagt, eine Beerdigung durchziehen.«

»Davon lebt er.«

»Dann wirst du ihr beiwohnen.«

»Kann ich jetzt noch nicht sagen.«

»Aber vier Augen sehen mehr als zwei.«

»Aha…«, ich lehnte mich zurück und pfiff durch die Zähne. »Natürlich, Jane Collins.«

»Wieso?« fragte sie ganz unschuldig und zauberte noch einen Augenaufschlag herbei.

Ich verschluckte zunächst die Antwort, weil das Mädchen meinen Teller abräumte. »Du möchtest also mit?«

Sie zwinkerte mir zu. »Klar, John, irgendwo brennt mir der Hintern.« Den letzten Satz hatte sie nur geflüstert. »Nichts gegen Lady Sarah, sie ist lieb und unwahrscheinlich reizend. Aber in der letzten Zeit ist einfach zuwenig passiert. Ich möchte und muß mal wieder raus und Action haben.«

Das konnte ich verstehen. Jane Collins war kein Mensch, der lange im Haus blieb. Sie hatte ihren Job, nicht eben ungefährlich für eine Frau, aber daran hing sie mit jeder Faser ihres Körpers.

»Na, was sagst du?«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Erst einmal muß ich sehen, wie sich der Fall entwickelt.«

»Bestimmt positiv.«

Ich fragte: »Was bedeutet das?«

»Kann ich dir konkret nicht sagen.«

Über abstrakte Dinge wollte ich nicht reden. Konkret jedenfalls war mein hauchdünn geschnittener Fisch, der hervorragend schmeckte, dank seiner Sauce und dank seiner Gewürze. Jane schaute mir sogar etwas neidisch zu, bestellte sich selbst aber nichts.

»Hast du dich denn entschieden?« erkundigte sie sich, als ich mir den Mund abtupfte.

»Wofür?«

»Gegen oder für mich?«

»Himmel, Jane«, ich gab mir Mühe, ein gequältes Gesicht zu zeigen. »Es ist alles noch nicht sicher. Ich hänge in der Schwebe ebenso wie Sir James. Deshalb kann ich dir keine Antwort geben. Es ist auch möglich, daß dieser Sellnick mich geleimt hat.«

»Warum sollte er?«

»Was weiß ich? Aus persönlichen Gründen. Ablenkungsmanöver oder etwas in dieser Richtung. Das alles läuft mir verdammt quer. Deshalb brauche ich ihm allerdings nicht zu trauen.«

»Ich traue ihm auch nicht.« Jane gab mir die Antwort nickend.

»Weißt du, ich kenne ihn im Gegensatz zu dir nicht persönlich, aber ich brauche mir nur seine Anzeigen ins Gedächtnis zurückzuholen, um zu ahnen, welch eine Persönlichkeit dahintersteckt. Er ist extrovertiert, er ist ein Schaumacher und er ist von sich überzeugt.«

»Bravo. Du hast hier eine tolle Ferndiagnose gestellt.«

»Habe ich nicht recht?«

»Kann ich noch nicht sagen.«

In diesem Fall wollte ich mich jetzt noch nicht so weit aus dem Fenster beugen und zunächst abwarten, ob unser Beobachtungsteam einen Erfolg erreichte. Wenn das der Fall war, könnten wir eingreifen.

Ich winkte die Bedienung herbei. Sie kam nicht, dafür der Wirt persönlich. Er strahlte uns an, besonders natürlich Jane Collins. »Nun? Hat es geschmeckt?«

»Es war hervorragend!« lobten wir wie aus einem Mund.

Der Wirt freute sich. Er wollte uns noch einen Grappa servieren. Jane lehnte ab, ich nicht.

Als Luigi mit dem Wechselgeld erschien, stellte er mir das schwere Glas auf den Tisch. »Salute«, sagte er.

»Ja, zur Gesundheit.«

Der Grappa tat gut und wärmte den Magen wieder richtig durch.

Dann wurde es für uns Zeit. Jane war schon aufgestanden. Ich half ihr in den Mantel, und sie blieb wie selbstverständlich an meiner Seite, als wir die kurze Strecke zum Yard zurückgingen. »John, ich brauche mal wieder Action. Dieses Jahr hat für mich eigentlich zu langweilig begonnen. Ein Soldat würde sagen, daß er wieder an die Front muß.«

»Hast du denn nicht genug bei Lady Sarah zu tun?«

»Ja, das schon«, dehnte sie, »aber es sind praktisch Büroarbeiten. Ein Computer mag bei manchen Menschen vieles ersetzen können, aber das wahre Leben hat damit nichts zu tun.«

Da mußte ich ihr recht geben.

Im Büro angekommen, schaute sich Jane verwundert um. »Wo steckt Glenda denn?«

»Sie hat ein paar Tage frei.«

»Deshalb bist du allein gekommen. Sonst hättest du sie doch mitgebracht, denke ich mal.«

»Kann auch sein.«

Jane durchquerte die beiden Räume. »Komisch, wenn man außer uns keine bekannten Gesichter sieht.«

»Stimmt.«

»Wann kehren Suko und Shao zurück?« Sie fragte mich das in Glendas Büro und neben der Kaffeemaschine stehend, denn sie wollte uns einige Tassen kochen.

»Keine Ahnung.«

»Wo sind sie überhaupt?«
»Auch keine Ahnung.«
Jane stellte die Maschine an. »Sind die beiden weit weg?«
Ich hob die Schultern. »Frage mich etwas Leichteres. Wie ich die beiden einschätze, haben sie die kalten Regionen jedoch verlassen. Ich kann mir vorstellen, daß sie irgendwo am Strand liegen und sich die Sonne auf die Bäuche scheinen lassen. Palmen, ein leichter Wind, hübsche Mädchen und ein Essen, das…«
»Der Kaffee ist gleich durch. Wo stehen die Tassen?«
Mit diesen profanen Worten hatte mich Jane Collins wieder aus meinem Traum zurückgeholt. Ich bückte mich, schob eine Schranktür zur Seite und holte das Gewünschte hervor.
Jane zeigte sich von der netten Seite. Sie goß auch mir die Tasse voll. »Gehen wir in dein Büro oder bleiben wir hier?«
»Ich warte auf Sir James.« Das war keine Ausrede, denn auf seinen Plan setzte ich schon einen großen Teil meiner Hoffnungen für die Zukunft. Natürlich mußte ich auch Janes Kaffee loben, was bei ihr natürlich nicht gut ankam. Zwar bezeichnete sie mich nicht als Lügner, meinte jedoch, daß es eine Ausrede gewesen wäre, weil Glenda Perkins eben den besseren Kaffee kochte.
Bevor wir uns streiten konnten, kriegten wir Besuch. Sir James war es, der die Tür öffnete, Jane Collins begrüßte und schließlich hinter Glendas Schreibtisch seinen Platz fand. Ich schaute mir sein Gesicht an und suchte nach einem Ausdruck der Zufriedenheit in den Zügen, aber der Superintendent gab sich neutral.
»Nichts?« fragte ich.
»Das kann man nicht sagen.«
»Also doch?«
Sir James runzelte die Stirn. »Wir haben herausgefunden, daß dieser Henry O. Sellnick wieder eine dieser besonderen Beerdigungen durchführen will. Eine Leiche soll nach Polen überführt werden.«
»Wie bitte?«
»Sie haben sich nicht verhört, John. Eine Überführung nach Polen, in die Nähe von Warschau.«
Ich strich über mein Haar. »Himmel, wie soll das denn ablaufen? Technisch, meine ich.«
»Die Leiche wird mit dem Flieger bis Berlin geschafft und von dort aus in einen Zug umgeladen. Ich weiß nicht, weshalb sie nicht direkt bis Warschau geflogen sind, aber unsere Leute haben herausgefunden, daß es so ablaufen wird.«
Jane hatte etwas zu sagen. »Möglicherweise wollen die gar nicht bis Warschau und die Leiche irgendwo auf dem platten Land begraben.«
»Das kann auch sein.«
»Wer ist der Tote?« fragte ich.

Sir James hob die Schultern. »Sorry, aber das ist mir leider nicht bekannt.«

»Aber das andere steht fest.«

»Ja.«

»Und was soll ich dabei tun?«

Sir James lächelte. »Sie fragen wie ein Schüler den Lehrer, John. Es wäre doch gut, wenn Sie sich an die Fersen dieser Leiche heften würden. Ich habe schon erste Erkundigungen eingezogen. Die letzte Station auf deutschem Boden ist die Stadt Frankfurt an der Oder. Wäre es nicht sinnvoll, dort in den Zug zu steigen?«

Ich überlegte nicht lange. »Das wäre nicht schlecht. Bis Berlin fliegen, dann mit dem Leihwagen bis Frankfurt an der Oder fahren, aber warum soll ich nicht schon in Berlin einsteigen?«

»Könnten Sie natürlich auch, John. Ich befürchte nur, daß gewisse Leute Ihre Augen dort besonders gut aufhalten. Dieser Henry O. Sellnick kennt Sie schließlich.«

»Ist er dabei?«

»Wir hörten es.«

Ich dachte nicht lange nach. »Dann scheint es doch um eine größere Sache zu gehen.«

»Das befürchte ich auch, John.«

Ich nickte Jane an, die an der Wand lehnte, die leere Kaffeetasse in der Hand. »Hast du gehört, wie es laufen soll?«

»Klar.«

»Und? Bist du immer noch dabei?«

Sie lächelte. »Jetzt erst recht. Außerdem kennt mich Sellnick nicht. Und wir würden zu zweit weniger auffallen, denke ich. Oder siehst du das anders?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Eben.«

Sir James fragte etwas verwundert.

»Sie wollen John Sinclair tatsächlich begleiten?«

»Das hatte ich vor.«

Er hob die Schultern. »Ist vielleicht gar nicht schlecht, aber auch nicht ungefährlich.«

»Das ist es bei John nie«, erwiderte Jane lächelnd.

Sir James räusperte sich. »Nun ja, ich weiß, wie Sie es gemeint haben.« Er schaute auf die Uhr.

»Wir haben noch einige Vorbereitungen zu treffen.«

»Darf ich denn fragen, wann die Reise losgeht?«

»Morgen, denke ich. Es gibt heute noch einen Flug nach Berlin.«

»Haben Sie schon Tickets?«

»Die lasse ich besorgen.«

»Himmel!« rief Jane. »Dann muß ich mich beeilen. Packen, umziehen

und… und…« In ihren Augen leuchtete beinahe Panik. »Wo treffen wir uns, John?«

»Am Airport.«

»Sie werden sich ja auf Jane Collins verlassen können, John?«

»Unbedingt.«

»Suko wäre mir trotzdem lieber gewesen.«

Ich enthielt mich eines Kommentars und erkundigte mich statt dessen, wie lange er Urlaub eingereicht hatte.

»Ich glaube, er will drei Wochen verschwinden und sich dann noch mal melden.«

»Hat der es gut.«

Der Superintendent gab mir keine Antwort. Seine Blicke allerdings sagten mehr als Worte. Sie erklärten mir, daß ich mich davor hüten sollte, das gleiche zu tun…

***

Rabanew hatte das weiße Gartentor wuchtig aufgestoßen und war mit schweren Schritten durch den Vorgarten gegangen. Dabei hielt er seinen Schürhaken fest und drückte ihn manchmal nach vorn wie eine Drohung, die jeder Beobachter mitbekommen sollte. Hoffentlich auch der Junge, damit er wußte, wie gering seine Chance war.

Das Licht war noch immer da. Als heller Stern strahlte es hinter der Fensterscheibe auf, als wollte es jeden Wanderer anlocken, der nur in die Sichtweite des einsamen Hauses geriet. Durch die Scheibe sah es größer aus als normal, eine optische Täuschung, auch für Rabanew, der den Eindruck hatte, als wäre das gesamte Zimmer hinter dem Fenster hell erleuchtet. Er konnte nicht hineinschauen, er wußte nicht, was dort eingeschaltet worden war, ob eine Laterne oder eine lichtstarke Taschenlampe. Elektrisches Licht gab es zwar auch, aber nur in den unteren Räumen, die oberen waren von diesem Fortschritt ausgeschlossen worden.

Trotz seiner Waffe, da war der Bärtige ehrlich, fühlte er sich in seiner Haut nicht wohl. Tief in seinem Innern war er nicht so siegessicher, wie er sich gab. Da wallte eine Unruhe, die er nicht nur auf das Erscheinen des Jungen zurückführte, es gab da noch einen anderen Grund. Über den dachte er nicht nach, statt dessen lauschte er seinem keuchenden Atem.

Wolken standen vor den Lippen. Er fühlte sich innerlich heiß und äußerlich kalt. Die Augen brannten. Tränen hatten sich verkrustet und lagen als kleine Kristalle in seinen Augenwinkeln. Seine Lippen zuckten einige Male, als er etwas vor sich hinmurmelte und dabei wütend auf dem gefrorenen Boden aufstampfte.

Er spürte den Haß.

Ja, er haßte diesen Jungen.

Elohim war nicht normal. Schon der Gedanke an den Namen ließ in ihm die Wut hochkochen, und er stufte ihn gleichzeitig als gefährlich ein. Unterschätzen durfte er ihn nicht. Er hatte sehr genau gesehen, wie es ihm gelungen war, sich jenseits des Walls in die Höhe zu schieben, nur mit seiner geistigen Kraft als Hilfsmittel. Diese Gabe der Levitation besaßen nur wenige Menschen. Rabanew selbst hätte sie sich auch gern gewünscht, was bei ihm allerdings nicht möglich war. Dafür verfügte er über andere Fähigkeiten, die ebenfalls unerklärlich waren.

Als er daran dachte, mußte er grinsen. Er war davon überzeugt, daß er, sollte es zu einer großen Auseinandersetzung kommen, stärker war als der Junge.

Das Licht strahlte auch weiterhin. Es war für den Bärtigen ein optischer Lockruf. Es wunderte ihn nur, daß sich der Junge nicht zeigte oder das Licht schwenkte, um ihm eine Botschaft zu übermitteln.

Einige Schritte von der Eingangstür entfernt blieb Rabanew stehen. Er schaute nicht nur an der Fassade des Hauses hoch, sein Blick streifte auch den grauen Nachthimmel, denn ein blitzender Reflex hatte ihn abgelenkt. Sekundenlang blieb er unbeweglich auf dem Fleck stehen, die Augen verdreht und nach oben gerichtet, weil er darauf wartete, daß sich dieses Blitzen wiederholte.

***

Noch tat sich nichts.

Düster lagen die einzelnen Wolkenschichten über ihm. Das Haus dagegen wirkte noch finsterer, bis eben auf das Licht über dem ersten Dach. Rabanew lauerte. Den Schürhaken hielt er so, daß dessen Ende in die Höhe zeigte, als wartete er darauf, die Wolken damit zertrümmern zu können, wenn sie es wagten, in die Tiefe zu rutschen.

Es passierte nichts.

Eine Täuschung? Hatte es gar keinen Reflex gegeben? War er schon dermaßen überreizt, daß er sich all diese Dinge nur einbildete? Nein! Es passierte wieder. Plötzlich rissen die Wolken an verschiedenen Stellen auf. Blitze zerstörten sie, waren brutal, schimmerten in einem matten Glanz und verwandelten sich in zuckende Bänder, die wie eine Springflut aus hellen Spinnweben durch die Formation der Wolken huschte.

Der Beobachter hörte keinen Laut, obwohl die Gewalten dort oben tobten. Ihm kam es vor wie ein Gewitter ohne Donner. Nur die Blitze waren erschienen und blieben auch.

Er hielt den Atem an.

Was er sah, das war so etwas wie ein Anfang, ein Neubeginn, über den er sich als der Hüter des Hauses nicht freuen konnte. Diesmal

hatte der Junge mit den Vorgängen nichts zu tun. Er mußte sich nach wie vor dort aufhalten, wo das Licht schimmerte, aber der Himmel über dem Haus war zu einer unendlichen Bühne geworden.

Es blieb nicht nur bei den rasant durch die Wolken fahrenden Blitzen und Lichterscheinungen. Um zwei Zentren huschten sie herum, als würden sie bewußt gesteuert, um eben diese Bögen schlagen zu können. Das fiel dem Beobachter nach wenigen Sekunden auf, und nur kurze Zeit später sah er auch den Grund.

Zwei Augen erschienen in der dunklen Wolkenmasse.

Rabanew war dermaßen überrascht, daß er den rechten Arm sinken ließ. Das gebogene Ende des Schürhakens kratzte über den Boden, bevor es zur Ruhe kam.

Zwei Augen!

Groß, breit auseinanderstehend, aber kein Gesicht, zu dem sie gehörten. Augen, die beobachteten und alles sahen, die ihn unter Kontrolle hielten.

Rabanew versuchte herauszufinden, ob die Augen einem Menschen oder einem Tier gehörten. Er entschied sich für menschliche Augen. Sie sahen dunkel aus, mit einem Stich ins Bräunliche, was besonders in den Pupillen zu erkennen war.

Es waren die Augen eines Suchenden und Wissenden. Sie allein starrten auf die Erde nieder, die waren dabei, gewisse Dinge auszuloten, um andere in Angst zu versetzen.

Augen und Blitze, die noch immer um diese beiden Gegenstände herum zuckten. Allerdings hatten sie sich verändert. Sie waren weniger schnell geworden und bewegten sich nach ganz bestimmten Ritualen. Sie schoben sich von verschiedenen Seiten in die Wolken hinein, blieben dort stehen und bildeten ein Muster.

Die Zeichnung erstarrte.

Auch die Wolken trieben nicht mehr weiter. Zumindest sah es für Rabanew so aus.

Warum nicht?

Den Grund erkannte er sehr bald. Aus den Tiefen des Himmels schoben sich mächtige Hände hervor!

Rabanew hielt den Atem an.

Große, breite Hände. So mächtig, daß sie es mühelos schafften, das Haus von zwei Seiten zu umfassen und es zusammenzudrücken wie eine Streichholzschachtel.

Der einsame Beobachter wurde mit diesem letzten Bild nicht fertig. Er wußte nicht, wie und wo er es einordnen sollte. Seiner Meinung nach lief einiges verkehrt. Er sah die Hände, erkannte auch die von ihnen ausgehende Drohung, nur kam er mit bestimmten Dingen nicht zurecht. Zwar hatten sie sich dem Haus von zwei Seiten genähert, sie erschienen ihm auch so groß wie die Abmessungen, doch sie

erweckten nicht den Eindruck, als wollten sie das Haus zerstören. Die Hände kamen ihm eher wie ein Schutz vor.

Rabanew fürchtete sich vor diesen Pranken. Er stellte sich vor, wie auch nur eine von ihnen nach unten glitt, sich dabei seinen Kopf als Ziel aussuchte und ihn in den hart gefrorenen Boden rammte.

Genau das kam ihm so schrecklich vor. Eine Einbildung, auch ein Blick in die reale Zukunft?

Er wußte es nicht. Rabanew beobachtete einzig und allein die Augen und die Hände. Obwohl sie so unterschiedlich waren, hatte er den Eindruck, als würden sie zusammengehören, als würden die Hände nur auf den Befehl der Augen warten, auf ein kurzes Zwinkern, um sich schließlich als Töter zu betätigen.

Der Mann konnte nicht sagen, wieviel Zeit verstrichen war. Er stand vor dem Haus und starrte hoch in den Himmel, sah das erstarrte Muster der Blitze und weiterhin auch das Licht hinter dem Fenster strahlend schimmern.

Allmählich löste sich sein innerer Druck. Er dachte plötzlich mehr wie ein Optimist. Wenn die Hände bisher nicht eingegriffen und das Haus zerstört hatten, warum sollten sie es in den folgenden Minuten tun? Rabanew hatte ich vorgenommen, sein Haus zu betreten und den Jungen zur Hölle zu schicken, davon konnten ihn auch nicht die Augen und die Hände abhalten.

Er grinste.

Es war das Startzeichen.

Rabanew drückte seinen Schürhaken nach vorn und setzte sich in Bewegung. Er hatte nicht weit zu laufen, die Haustür und damit das Haus warteten auf ihn. Um seine Lippen hatte sich wieder das kalten Grinsen gelegt. Die Augen waren direkt auf die Tür gerichtet, aber bereits nach dem zweiten Schritt hörte er die Stimme.

Einen Mund sah er nicht, auch kein Gesicht, die Stimme drang aus dem Nirgendwo. Der Sprecher, wenn er überhaupt real vorhanden war, mußte sich innerhalb der Wolkengebilde verborgen halten, aber er sah den Bärtigen sehr genau.

»Ich werde nicht zulassen, daß großes Grauen Einzug hält. Ich will den Tod nicht. Ich werde versuchen, alles zu richten, denn ich bin der Gerechte…«

Hallend klang die Stimme aus.

Kein Wort mehr, nichts.

Rabanew überlegte. Jemand hatte sich ihm gegenüber identifiziert. Er hatte sich als einen Gerechten bezeichnet. Sosehr der Mann auch nachdachte, er konnte mit diesem Begriff nichts anfangen. Er war ihm einfach zu abstrakt, obwohl da eine klare Aussage stand.

Der Gerechte!

Wer war er, was war er?

Rabanew schaute wieder zum Himmel, wo sich die Wolken türmten. Irgendwo dahinter oder dazwischen mußte sich der Sprecher versteckt halten, und Rabanew dachte darüber nach, ob es nun ein Geist oder ein Mensch war, der einen Weg bis hin zu den Wolken gefunden hatte.

Es war ihm unmöglich, sich selbst darauf eine Antwort zu geben, und weitere Erklärungen bekam er auch nicht, denn die Augen und auch die Hände zogen sich zurück.

Die erstarrten Blitze gerieten ebenfalls in Bewegung. Diesmal breiteten sie sich nicht aus, sie zogen sich zusammen und auch zurück. Sie konzentrierten sich auf ein kleines Gebiet über dem Haus, als befände sich dort ein starker Wirbel, der all die Zeichen zurück in ein entfernt liegendes Reich zog.

Es war vorbei.

Rabanew schüttelte den Kopf. Nicht daß er fertig gewesen wäre, aber diese Begegnung mußte er zunächst einmal verkraften. Er kam mit dem Auftauchen der Augen und der Hände nicht zurecht, und er dachte vor allen Dingen über die donnernde Stimme nach, denn sie hatten Augen und Hände gewissermaßen identifiziert.

Irgendwo in einem von ihm nicht zu erfassenden Hintergrund lauerte eine Gestalt, die sich selbst als einen Gerechten bezeichnete. Ob Mensch oder Geist, er konnte nichts darüber sagen. Jedenfalls stufte er ihn keinesfalls als einen Freund ein.

Der Schock war gewichen. Rabanew drängte auch seine Gedanken zurück und konzentrierte sich wieder auf die eigentlichen Dinge. Da er ziemlich nahe vor dem Haus stand, mußte er den Kopf schon weit zurücklegen, um das Fenster erkennen zu können.

Da war das Licht, und es schickte seinen Strahl noch durch die Scheibe, wobei es auf dem ersten Dach oberhalb der Tür einen hellen Schleier hinterließ.

Obwohl Rabanew so nahe stand, gelang es ihm nicht, bis hinter das Licht und auch hinter die Scheibe zu schauen. Dieser gelbe Glanz nahm ihm jegliche Sicht, aber sein anvisiertes Ziel hatte den Standort nicht verändert.

Er sah sich selbst als Kämpfer und gleichzeitig als ein Hüter des Hauses. Er würde alles tun, um es vor den anderen Mächten zu bewahren, und sein Gesicht war dabei zu einer Maske geworden, die nicht den Funken von Gefühl und Erbarmen zeigte. Er würde sich durchkämpfen, sollten die Feinde auch noch so mächtig sein.

Vor der Tür blieb er nur so lange stehen, um den Schürhaken anzuheben.

Er preßte ihn gegen das Holz und drückte die Tür damit auf. Sie bewegte sich ziemlich schwerfällig, als wäre ein Monstrum dabei, sein Maul zu öffnen.

Der Bärtige starrte in die Dunkelheit, sah schattenhafte Umrisse, als

hätte sie ein Pinsel in diese Finsternis hineingezeichnet. Letzte Aschereste glommen noch im Ofen. Hinter der Glasscheibe leuchteten sie wie das Auge eines Zyklopen.

Die Tür fiel hinter dem Mann zu. Rabanew war schon einige Schritte in das Haus hineingegangen und drehte sich nach rechts, um die Treppe zu erreichen.

Auch im Dunklen fand er sich zurecht. Eine Gestalt wie er brauchte kein Licht, und in seinem Innern spürte er wieder den heißen Drang. Er breitete sich aus, es war die Hitze, über die er nicht nachdachte, die einfach vorhanden war. Sie erfaßte den gesamten Körper. Selbst vor seinem Gesicht machte sie nicht Halt, und er spürte, wie sich die Haut dort zusammenzog, als würde sie unter diesem sehr heißen Druck leiden.

Er stieg die Stufen hoch.

Laut, bewußt nicht leise. Der Junge sollte ihn hören. Er sollte wissen, wer der Hüter dieses Hauses war.

Die erste Treppe ließ Rabanew hinter sich, ohne daß etwas geschehen wäre. In der Dunkelheit wartete er einen Moment ab und schlug den Schürhaken in seine linke Hand.

Er lauschte dem Klatschen.

Ein kaltes Grinsen umspielte seine Lippen. Es machte ihm Spaß. Die Vorfreude törnte ihn an, und auch die innere Hitze flutete weiter. Er war dabei, etwas anderes zu werden. Etwas nicht Erklärbares, Urwelthaftes und ungemein Böses stieg in ihm hoch. Es verwischte die von Menschen gesetzte Ethik und Moral, das Tier kam in ihm durch.

Das nackte Tier, das töten wollte. Die Bestie erlebte eine Geburt!

Er erreichte die nächste Tür. Seine leicht zitternde Pranke legte sich auf die Klinke und preßte sie nach unten. Dann zerrte er die Tür auf. Vor ihm lag wieder eine Treppe.

Er konnte sie kaum erkennen. Nur sehr schwach malten sich die Stufen in der Finsternis ab, oben besser als unten, denn unter der Türritze floß ein gelber Streifen hindurch, der sich vor der Tür noch verteilte.

»Komm raus!« röhrte Rabanew.

Am Fuße der Treppe wartete er. Geduckt stand er da. Hin und wieder den Schürhaken auf seine linke Handfläche schlagend.

Noch tat sich nichts.

Rabanew ärgerte sich. »Komm endlich, Elohim! Ich warte auf dich, verdammt!«

Der Junge bewegte sich. Obwohl Rabanew nicht im Raum neben ihm stand, war es gut zu erkennen, denn auch der durch die Türritze fallende Lichtschein war in Bewegung geraten.

Er kam tatsächlich.

Rabanew grinste.

Das Tier in ihm verstärkte sich noch. Eine unwahrscheinliche Gier nach Vernichtung hatte ihn überfallen. Er konnte es nicht erwarten, den Jungen zu töten.

Die Tür bewegte sich.

Vorsichtig wurde sie aufgezogen.

Ein breiter Schein suchte sich seinen Weg nach draußen. Ein Schatten erschien darin. Der Lichtschein fing an zu tanzen, weil Elohim die Lampe bewegte.

»Komm her, mein Junge…«

Rabanew hörte die ersten Schritte. Sie waren nicht einmal zögerlich gesetzt, sie klangen sehr sicher, und als er kicherte, hörte es sich böse an.

Elohim kam.

Schritt für Schritt.

Am Ende der Treppe blieb er stehen. Nur undeutlich sah der Bärtige die Gestalt, aber sie schälte sich dann besser hervor, denn Elohim bewegte seine in der rechten Hand haltende Laterne vor und zurück. Der Lichtschein geriet auf eine gespenstische Wanderschaft. Bei jeder Vorwärtsbewegung floß er über die Stufen hinweg, holte sie für einen Moment aus der stockigen Finsternis hervor, schwang wieder zurück, und wenig später begann das gleiche Spiel von vorn.

»Soll ich dich holen, Junge?«

»Nein, ich komme!«

Rabanew lachte leise. Er ließ den Schürhaken wieder auf seine Handfläche klatschen. »Ja, komm her. Komm her, mein Lieber…«

Und Elohim gehorchte. Er stieg die Treppe hinunter und damit dem häßlichen Klatschen entgegen…

***

Manchmal kommt mir die moderne Zeit wie ein kleines Wunder vor. Heute hier, am anderen Tag dort oder noch am selben Tag an einem weit entfernten Ort.

Wir hatten alles hinter uns gebracht. Den Flug nach Berlin, die Übernachtung dort, dann waren wir mit dem Leihwagen nach Frankfurt an der Oder gefahren, hatten den Wagen dort abgegeben, und zum erstenmal hatten wir den Grenzfluß zwischen Polen und Deutschland zu Gesicht bekommen, der die Stadt Frankfurt in zwei Hälften teilte, in eine deutsche und in eine polnische. Auf der anderen Seite des Flusses hieß die Stadt Slubice. Wir hätten über eine der Brücken gehen können, aber dort wollten wir zu Fuß nicht hin.

Wir hatten nur einen Blick über den grauen Fluß geworfen und sahen Slubice grau und trist dort liegen. Ob die Stadt tatsächlich so grau war, konnten wir beide nicht beurteilen. Jedenfalls herrschte auf der Brücke ein reger Verkehr. Viele Deutsche gingen nach drüben, um sich

dort mit irgendwelchen Dingen einzudecken, die in Polen billiger waren als in Deutschland.

Jane hatte einige Male den Kopf geschüttelt. »Weißt du, wie mir das alles vorkommt, John?«

»Nein.«

»Beinahe wie das Ende der Welt.«

Ich mußte lachen. »Warum so pessimistisch?«

»Das mag am Wetter liegen.«

Sie hatte recht, der Winter verwöhnte uns nicht. Es war kalt. Ein Tag, dem der Hochnebel seinen Stempel aufgedrückt hatte. Den Sonnenschein ließ er überhaupt nicht durch.

In der vergangenen Nacht hatte es gefroren. Die Temperaturen hatten sich der zweistelligen Minusgrenze genähert, waren nun wieder gestiegen, doch nicht über den Gefrierpunkt.

Jane war froh, sich warm angezogen zu haben. Sie trug eine hellblaue wattierte Jacke, die zudem noch mit einem Kragen aus künstlichem Fell besetzt war.

Mein Zug fuhr erst am Nachmittag, so hatten wir Zeit, uns noch ein wenig umzuschauen. Rechtzeitig genug waren wir dann zum Bahnhof zurückgekehrt, einem alten Gebäude, das renoviert werden mußte.

Aus einem Schließfach hatten wir unsere beiden Koffer geholt und wir hatten uns dann auf eine der harten Wartebänke gesetzt, die für uns sehr günstig standen, denn von dort konnten wir die Halle unter Kontrolle halten.

Jane hatte von mir die Beschreibung des Henry O. Sellnick bekommen. Sie hielt die Augen ebenso offen wie ich.

Die Chance, daß sich Sellnick in der Halle zeigte, war zwar klein, wir wollten jedoch keine Möglichkeit außer acht lassen. Viel wahrscheinlicher war die Chance, daß er den Zug schon in Berlin bestiegen hatte und sich nun in einer gewissen Sicherheit fühlte.

Sollte er.

Etwa eine Viertelstunde vor Ankunft des Zuges Berlin-Warschau verließen wir unsere Plätze und betraten den Bahnsteig.

Keiner der Reisenden, die dort bereits auf den Zug warteten, flößte uns einen besonderen Verdacht ein. Ob Mann oder Frau, sie alle sahen normal aus, und es waren mehr Deutsche als Polen, die auf den Zug warteten. Wir würden in die Dunkelheit hineinfahren. Offiziell würde der Zug etwa eineinhalb Stunden vor Mitternacht in Warschau eintreffen. Eine lange Zeit, in der viel geschehen konnte.

Er rollte in den Bahnhof.

Als wir das sahen, traten wir sicherheitshalber einen Schritt zurück und blieben in der Masse in Deckung. Es gab Reisende, die gern aus den Fenstern schauten, wenn ein Zug im Bahnhof hielt, und ich wollte vor allen Dingen nicht sofort entdeckt werden.

Auch die Männer vom Zoll stiegen hier ein. Unsere Pässe hielten wir bereit, zudem hatten wir Tickets der ersten Klasse gelöst, denn wahrscheinlich würde auch Sellnick sich dort aufhalten.

Eine gigantische Masse aus Stahl kroch an uns vorbei. Die Wagen schimmerten feucht. Der Zug schien erst mal auszuatmen. Ein faszinierendes Schauspiel.

Ich schaute auf die Fenster.

Hinter ihnen schimmerte Licht.

Gesichter huschten trotz der langsamen Fahrt an meinen Augen vorbei. Henry O. Sellnick jedenfalls kriegte ich nicht zu Gesicht. Dafür hatte ich zwei Gepäckwagen hinter der E-Lok gesehen und ging davon aus, daß in einem von ihnen der Sarg stand.

Der Zug stoppte.

Dampf entwich zischend aus irgendwelchen Ventilen. Mir kam es vor, als würde sich ein Ungeheuer schütteln. Plötzlich herrschte eine gewisse Hektik, die von der kalten Stimme des Ansagers übertönt wurde. Er gab bekannt, welche Stationen der Zug anfahren würde.

Zweimal hielt der Zug zwischen Frankfurt und Warschau, in Rzepin und in Poznan.

Menschen stiegen aus, andere wollten hinein. Auch Jane hatte bereits ihren Koffer angehoben, als sie von mir festgehalten wurde.

»Moment mal.«

»Was ist denn? Hast du ihn gesehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht Sellnick, aber eine andere Größe aus seinem Laden. Für mich war er so etwas wie ein Leibwächter.«

»Wo ist er denn?«

»Vorn, der erste Wagen der ersten Klasse. Da ist er gerade ausgestiegen.«

»Du meinst den Blonden im schwarzen Mantel?«

»Genau den.«

Wir warteten noch, denn der Typ schien nach jemandem Ausschau zu halten. Seine Blicke streiften über den Bahnsteig, bis er plötzlich seinen Körper drehte und wieder in den Zug hineinschaute, aus dem soeben ein zweiter Mann ausstieg, der eine Lederjacke trug und ebenso kurzgeschnittene Haare hatte wie der Blonde. Nur waren seine dunkler. Die beiden Männer unterhielten sich, und wir konnten aus ihrer Gestik entnehmen, daß es keinen Anlaß für sie gab, um mißtrauisch zu werden. Sie lachten sogar, schauten anderen Reisenden hinterher und stiegen schließlich wieder ein.

Für uns wurde es Zeit.

»Los, Jane!«

In genau zwei Minuten würde sich der Zug in Bewegung setzen. Da wollten wir die Plätze eingenommen haben. Zusammen mit zwei Zollbeamten betraten wir den Zug. Ich sprach die Männer an und bat

sie, uns jetzt schon zu kontrollieren.

Sie schüttelten nur die Köpfe und forderten uns auf, zu unserem Abteil zu gehen, in dem kein anderer Reisender saß, aber zuvor gesessen hatte, denn in der Luft lag noch der Geruch eines süßlichen Parfüms.

»Hoffentlich bleibt das so«, sagte Jane.

»Was?«

Sie deutete in die Runde. »Diese Freiheit hier.«

»Das wäre zu wünschen.«

Wir hatten die Koffer gerade verstaut und die Jacken aufgehängt, als sich der Zug in Bewegung setzte, und zwar pünktlich. Wir ließen uns in die Sitze fallen. Ich schaute Jane ins Gesicht, sie mir, dann nickte sie. »Okay, Geisterjäger, wünschen wir uns eine gute Fahrt.«

»Das meine ich auch.«

Die Detektivin streckte die Beine aus. »Hast du eigentlich mitbekommen, in welchen Wagen unsere beiden Freunde gestiegen sind?«

»In den ersten. Dann werden sie dort auch sitzen.«

»Und wir sind im dritten.«

»Sicher.«

»Ich könnte ja mal nachschauen.«

Das mußte Jane verschieben, denn die Zöllner wollten jetzt unsere Pässe sehen. Sie bekamen sie gereicht, und die beiden Männer schauten sich die Papiere sehr genau an. Mit einem Nicken erhielten wir sie zurück.

Es war zu hören, daß wir über die Oderbrücke rollten. Ich schaute auf das silbrig schimmernde Wasser, auf dem die Wellen tanzten, als wollten sie Fangen spielen.

Schiffe durchpflügten die Fluten. Am Ostufer ragten polnische Plattenbauten in den Himmel. Ein trauriger Anblick.

Jane tippte mich mit der Fußspitze an. »Hast du Hunger, John?«

»Ja, Hunger auf Informationen.«

Sie lachte. »Du willst, daß *ich* gehe.«

»Okay.« Sie stand auf und strich ihre grauen Jeans glatt. Als Oberteil trug sie einen rostroten Pullover mit übergroßem Rollkragen. Ihre graue Jacke war glockenförmig geschnitten. »Bis bald«, sagte sie und lächelte mir von der Tür her zu.

»Sei vorsichtig.«

»Mach' ich.«

Ich schaute wieder aus dem Fenster. Noch fuhren wir langsam. Straßen, Häuser, Autos, Menschen, hier und da ein Markt, wo alles Mögliche verkauft und verschachert wurde, das typische Bild einer Grenzstadt, in der sich die Völker trafen.

Es war kein heller Tag gewesen, entsprechend schnell würde sich

auch die Dämmerung ausbreiten.
Die meisten Fahrgäste hatten ihre Plätze gefunden, und ich ließ mich von der entstandenen Ruhe und der Monotonie einlullen.
Bisher hatte ich zu stark unter Strom gestanden, nun merkte ich, wie die Entspannung kam. Laut Fahrplan benötigten wir nur eine knappe halbe Stunde bis Rzepin.
Zuvor kehrte Jane zurück.
Ich war wieder hellwach, als ich das Geräusch der sich öffnenden Abteiltür hörte.
»Und?«
Jane Collins zog die Tür erst zu, bevor sie eine Antwort gab. »Es trifft alles voll zu.«
»Wie meinst du das?«
»Zwei Wagen vor uns hocken drei Männer in einem Abteil zusammen. Zwei haben wir schon auf dem Bahnsteig gesehen.« Sie glitt wieder auf ihren Platz. »Der dritte muß demnach Henry O. Sellnick sein.«
»Sehr gut.«
Jane zog die Schultern hoch. »Ich habe ihn mir kurz angesehen. Er hat nichts bemerkt, denke ich. Wenn ich ihn einschätzen soll, dann ist er ein Typ, der mir persönlich nicht gefällt. Der ist mir schon vom Aussehen her zuwider.« Sie verengte die Augen. »Ich weiß auch nicht, wie ich ihn beschreiben soll, aber…«
»Das brauchst du auch nicht.«
»Irrtum, John, ich will und ich muß es. Ich… ich muß mich mit ihm beschäftigen, denn schon beim ersten Hinsehen habe ich irgendwie erkannt, daß Sellnick nicht der ist, für den er sich ausgibt.«
»Wie meinst du das?«
Sie hob die Schultern. »Ich kann es dir leider nicht genau erklären, es ist einfach so. Ein Gefühl, denke ich, nur ein sehr intensives, was mich wiederum wundert.« Sie schaute mich an. »Ist dir das nicht auch so ergangen?«
»Keine Ahnung. Wenn ja, dann nicht so stark wie bei dir. Ich mag ihn nicht, aber das sollte uns eigentlich nicht beeinflussen.«
»Da hast du recht. Ich denke nur darüber nach, womit mein Gefühl zusammenhängt.«
»Vielleicht mit dem, was du einmal gewesen bist?« Ich hatte indirekt auf ihre Zeit als Hexe angesprochen, und ein gewisser Rest war noch in Jane Collins vorhanden.
Sie überlegte einen Moment, bevor sie nickte. »Ja, das kann es gewesen sein, John«
»Genauer.«
»Schlecht zu sagen. Eine Warnung möglicherweise, aber nur eine Warnung, weil ich eben diesen Eindruck gehabt habe. Der war wie

eine Flamme, die plötzlich in mir hochschoß.«

»Was folgerst du daraus?«

»Tja«, murmelte Jane, »was folgere ich daraus?« Sie lächelte scharf. »Ich will es dir sagen. Ich habe den Eindruck, daß dieser Henry O. Sellnick nicht das ist, was er zu sein vorgibt.«

»Hm.«

»Verstehst du nicht?«

»Im Moment nicht. Du müßtest dich schon klarer ausdrücken, Jane.«

Sie atmete tief ein. »Das ist natürlich nicht einfach, John. Ich kann es auch schlecht erklären, denn er kommt mir vor, als trüge er eine Maske. Das ist jemand, der sich versteckt hat. Da hat der Wolf seinen Schafspelz übergestreift.«

»Okay. Was verbirgt sich darunter?«

»Ein… ein…« Sie zögerte mit der Antwort. »Ein Dämon möglicherweise?«

»Nicht schlecht.«

»Dann stimmst du mir zu?«

»Sagen wir so: Ich lehne es nicht ab. Ich werde es behalten und mich auch darauf einstellen.«

»Das sollten wir beide, denke ich.«

Jane und ich hatten kaum bemerkt, daß der Zug an Geschwindigkeit verloren hatte. Als es uns auffiel, fuhren wir bereits in den Bahnhof von Rzepin ein.

Er war längst nicht so groß wie der in Frankfurt. Nur wenige Gleise, eine graue Umgebung, in der selbst die bunten Plakate für eine Hamburger-Kette deplaziert wirkten.

Menschen standen oder saßen zusammen. Frauen mit Kopftüchern und alten Einkaufstaschen an den Händen. Männer, die ins Leere schauten. Auf einem fahrbaren Grill bot ein Verkäufer Schweinefleisch und Würste an.

Sein Wagen wurde von einer Qualmwolke begleitet.

Der Zug stoppte.

Zu meiner Überraschung stiegen ziemlich viele Passagiere aus und nur wenige ein.

Ich konnte das Zifferblatt einer alten Normaluhr erkennen. Wir waren pünktlich. Ein Schaffner lief an unserem Fenster entlang. In seinem Gesicht fiel nur der übergroße schwarze Schnauzbart auf.

Dann ertönte ein Pfiff.

Letzte Türen schlugen zu.

Der übliche Ruck, und wir fuhren wieder. Ein Mann mit einem Koffer näherte sich von der linken Seite her unserem Abteil. Er trug einen dunklen Hut, stoppte für einen Moment, schaute durch die Glastür und ging dann weiter. Sein offenstehender Ledermantel wehte mit den Schößen hinter ihm her.

»Gut, daß er weitergegangen ist«, sagte Jane. Dabei warf sie einen Blick auf ihre Uhr. »Jetzt fahren wir knapp zwei Stunden bis zum nächsten Halt. Mal sehen, wie langweilig es uns wird.«

»Du kannst ja schlafen!«

Sie deutete über ihre Schulter. »Hast du vergessen, wer zwei Wagen weiter hockt?«

»Die wissen über uns nicht Bescheid.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Ich bin mir da nicht so sicher«, erklärte Jane, und es klang überzeugt.

»Warum nicht?«

»Ich hatte dir doch gesagt, daß ich diesen Sellnick für eine Person halte, die sich nur versteckt. Wenn ich davon ausgehe, daß er zur anderen Seite gehört, wird er auch gewisse Antennen haben, die er sicherlich ausgefahren hat. Und diese Sensoren werden ihm sagen, daß es in seiner Umgebung gewisse Dinge gibt, die ihm gefährlich werden könnten.«

»Du meinst also, daß er spürt, nicht nur von Freunden umgeben zu sein.«

»Ja.«

»Er hat mich nicht gesehen.«

»Aber mich.«

»Was bedeutet das? Er hat dir doch nichts getan.«

»Stimmt alles, John. Nur habe ich dir nicht erzählt, daß er mich für einen Moment anschaute.« Sie zeigte auf ihre Augen. »Es war ein winziger Blickkontakt, wobei ich in dieser knappen Zeitspanne den Eindruck hatte, als wäre es ihm gelungen, mir bis auf den Grund meiner Seele zu schauen. Du kannst es für Spinnerei halten, du kannst aber auch darüber nachdenken, ganz wie du willst.«

»Nein, nein, ich höre genau zu und finde es auch außergewöhnlich interessant. Gehen wir davon aus, daß du recht hast, Jane, was bedeutet es genau?«

»Daß er Bescheid weiß. Er ist darüber informiert, daß sich zumindest eine Person in seiner Nähe aufhält, die ebenfalls so etwas wie Verstecken spielt.«

»Meinst du dich damit?«

»Wen sonst?«

Ich winkte schroff ab. »Jetzt machst du aber die Mücke zum Elefanten, Jane.«

»Das glaube ich nicht.«

»Darf ich den Grund erfahren.«

»Klar. Er weiß, daß etwas in mir steckt. Ein gewisser Rest von damals. Er muß es einfach gespürt haben.«

»Und was macht dich so sicher?«
»Seine Reaktion.«
»Ich denke, er hat nicht reagiert.«
»Nicht so direkt oder auffällig. Er saß plötzlich da wie auf dem Sprung, und ich zog mich dann zurück, habe von der Seite her noch einmal in den Wagen geschielt und konnte so erkennen, daß er mir nachschaute.«
Ich legte die Stirn in Falten und schaute aus dem Fenster. Es war inzwischen dämmrig geworden.
Von der Landschaft konnte ich so gut wie nichts erkennen. Auch bei Tageslicht hätte sie bestimmt nicht schön ausgesehen. Sie erinnerte mich an ein graues Tuch, in dem hin und wieder dunkle Umrisse zu sehen waren. Mal Büsche, mal ein paar Häuser, dann wieder ein kleines Dorf auf dem Land.
»Kein Kommentar, John?«
»Doch. Ich frage mich, was du dagegen tun willst?«
»Ich gehe noch einmal vorbei.«
»Allein?«
»Ja.«
»Und dann?«
Sie hob die Schultern. »Wenn er wieder so reagiert, weiß ich, daß es bei meiner ersten Begegnung kein Zufall gewesen ist.« Sie wollte weitersprechen, aber ein Schatten verdunkelte den Ausschnitt vor unserer Abteiltür. Dort ging ein Reisender vorbei, ein Mann in einer Lederjacke, den wir zusammen mit dem Blonden und Sellnick auf dem Bahnsteig in Franktfurt/Oder gesehen hatten.
Er ging zwar vorbei, aber er verlangsamte seine Schritte, so daß er einen längeren Blick in unser Abteil werfen konnte. Ich schaute zum Fenster hinaus, er sollte mich nicht genau sehen, um mich auch nicht beschreiben zu können. In der Scheibe aber malte sich schwach seine Gestalt ab, die dann wie ein Schatten verschwand.
Sofort setzte ich mich wieder normal hin und sah Jane, wie sie nickte. »Das ist es gewesen, John.«
»Was gewesen?«
»Die Kontrolle.«
Da ich nicht weitersprach, redete sie. »John, du hast ja bewußt aus dem Fenster geschaut, was ich auch verstehe, aber dieser Typ hat einen sezierenden Blick gehabt. Er stand nur kurze Zeit vor der Tür, aber er hat sich alles sehr genau angeschaut, das habe ich mitbekommen.«
»Was hast du denn gespürt? Das gleiche Feeling wie bei seinem Chef Sellnick?«
»Nein.«
»Sondern?«

Sie regte sich auf. »Herrje, das war einfach normal. Als wollte sich jemand vergewissern, ob sich ein anderer Reisender noch in seiner Nähe befindet.«

»Okay, du siehst es so.«

»Und ich werde auch wieder an seiner Abteiltür vorbeigehen. Ich muß da Gewißheit haben.«

Janes Verhalten wunderte mich. Sie war ziemlich schnell aufgedreht, hatte sich auf eine selbst für mich ungewöhnliche Art und Weise verändert. Im schwachen Licht der Deckenleuchte sah ich ihre Anspannung, als wäre schon jetzt jemand dabei, sie zu malträtieren.

Ich beugte mich vor und legte meine Handfläche auf ihren Handrücken. »Jane, bitte, komm wieder zu dir. Es ist noch nichts geschehen, daß zu einer derartigen Reaktion deinerseits berechtigt.«

»John, ich spüre es anders.«

»Wie denn?«

Sie knurrte mich beinahe an. »Mein Inneres ist aufgewühlt. Die alte Restkraft der Hexe hat neue Nahrung erhalten, denke ich. Und das ist nicht von ungefähr geschehen. Nicht weit entfernt befindet sich eine Quelle der Gefahr. Sie strömt etwas aus, das ich sehr genau spüre, mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

»Du willst trotzdem hin?«

»Ja.« Sie drehte den Kopf und schaute gegen die Abteiltür, denn der dunkelhaarige Typ war zurückgekehrt. Diesmal passierte er uns, ohne uns überhaupt einen Blick gegönnt zu haben. In der rechten Hand hielt er eine Tüte. Wahrscheinlich hatte er etwas zu essen geholt, denn es gab hier einen Büfettwagen.

»Was sagst du jetzt?«

»Nichts, John.«

»Diesmal hat er sich nicht für uns interessiert.«

»Denkst du denn, daß er auffallen will.«

»Und du bleibst bei deinem Plan?«

»Auch wenn du dich auf den Kopf stellst und mit den Füßen winkst, ich werde gehen.«

Janes Dickkopf war mir bekannt. »Wenn du das schon tust, dann sollten wir eine Zeit ausmachen.«

»Einverstanden.«

»Fünf Minuten?«

»Viel zu kurz, John.«

»Also zehn.«

Damit war sie einverstanden, lächelte knapp und stand mit einer ruckartigen Bewegung auf. »Wir sehen uns dann.«

Ich wollte ihr noch etwas sagen, es hatte keinen Sinn. Außerdem war Jane eine erwachsene Person, die wußte, wie man sich in bestimmten Situationen verhalten mußte. Ich kannte sie schon lange, so einfach

würde sie sich nicht unterkriegen lassen.

Sie hatte die Abteiltür ziemlich heftig zugezogen, und so blieb ich allein zurück.

Es war ein deutscher Zug, der nach Warschau fuhr, und ich genoß die Bequemlichkeit dieses Eurocity. Ich hätte es mir eigentlich gutgehen lassen können, was mir aber nicht gelang. Je intensiver ich über Jane und ihre Reaktionen nachdachte, um so mehr mußte ich ihr recht geben. Wenn sie als ehemalige Hexe den Eindruck hatte, daß sich etwas Schwarzmagisches oder Böses in unserer Umgebung aufgebaut hatte, dann konnte sie durchaus richtig liegen.

Das Fenster, aus dem ich schaute, gab mir auch keine Antwort. Die Landschaft war kaum zu sehen.

Schon längst hatte sich die Dunkelheit des frühen Abends über sie gelegt, und in der weiten, flachen Landschaft schimmerten nur wenige Lichter. Hin und wieder rollten wir an einer Straße vorbei, auch über Brücken, mal an einem Dorf vorbei oder hindurch, in der Regel jedoch umschloß die Einsamkeit den Zug wie mit mächtigen Schwingen.

Dann sah ich den Schatten.

An der Scheibe, in der Scheibe, außerhalb?

Ich wußte es nicht genau, es konnte eine Spiegelung sein. Ich drehte den Kopf, weil ich die Gestalt oder den Schatten an der Abteiltür vermutete, dort stand jedoch niemand.

Also schaute ich wieder Richtung Fenster.

In der Mitte befand sich ein heller Fleck, der tatsächlich aussah wie ein Gesicht.

Ein Geist?

Meine Entspannung war verflogen. Wie ich der Sache auf den Grund gehen konnte, das wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß ich etwas tun mußte, doch das Gesicht in der Scheibe verschwand, als hätte man es weggeputzt.

Es blieb auch verschwunden, dafür wischte ich über meine Augen und überlegte, ob ich einer Täuschung erlegen war.

Nein, wohl nicht.

Ich stand auf. Es drängte mich einfach dazu, das Abteil zu verlassen. Ich hatte mich schon gedreht, als es mich wie ein Blitzschlag traf.

Vor der Tür stand ein Mann!

***

In den folgenden zwei Sekunden rührte ich mich nicht, denn dieser Anblick hatte mich einfach starr gemacht. Ich kannte den Mann, aber ich hätte nie damit gerechnet, ihn hier zu sehen. Und er war auch nur äußerlich ein Mann, in Wirklichkeit konnte man ihn als Geist, Engel und als Mensch bezeichnen - von allem etwas.

Er sah ebenso aus wie damals, als ich ihm zum erstenmal begegnet

war. Noch immer umwuchs das schwarze Haar seinen Kopf wie große, weiche Wellen. Das Haar floß, es schien in einer ständigen Bewegung zu sein. Dazu paßte auch der lange schwarze Mantel und das Hemd mit den Rüschen und Borten. Im Gegensatz zu seiner dunklen Kleidung wirkte die Gesichtsfarbe bleich, und diese Gestalt hätte in einem Film durchaus als schöner und verführerischer Vampir mitspielen können. Ich wußte genau, daß er es nicht war. Daß dieser Mann mit den weichen und asketischen Gesichtszügen die Gerechtigkeit auf seine Fahne geschrieben hatte, auch wenn er dabei seine eigenen Wege ging.

Noch stand er im Gang.

Das änderte sich bald.

Er umfaßte den äußeren Griff und zog die Tür mit einer geschmeidiger Bewegung auf.

Dann trat er ein. Es war Raniel, der Gerechte!

***

Jane Collins hatte schon Mut bewiesen, als sie allen Warnungen zum Trotz die relative Sicherheit des Abteils verlassen hatte. Im Prinzip stand sie auf Johns Seite, aber sie mußte zugleich ihren Gefühlen nachgehen, und die waren stärker als die Vorsicht, worüber sie sich ebenfalls wunderte, denn so intensiv hatte Jane sie in der letzten Zeit nie erlebt. Sie konnte zwar zurück, aber sie wollte es nicht, und deshalb setzte sie auch ihren Weg fort.

Vor ihr lag der Gang. Rechts bauten sich die einzelnen Abteile auf. Auch Jane warf bei ihrem Gang immer wieder einen Blick hinein, ohne etwas Verdächtiges erkennen zu können. Schwach waren sie nur besetzt. Wenn mehr als eine Person darin ihren Platz gefunden hatten, dann kannten sich die Reisenden und sprachen miteinander.

Im letzten Abteil dieses Wagens saß eine ältere Frau, die Musik hörte. In ihrer unmodernen Kleidung kam sie Jane vor, als wäre sie von der Zeit einfach vergessen worden. Verzückt lauschte sie den Operettenmelodien, die aus den Lautsprechern drangen. Der Hut auf dem Kopf der Frau erinnerte in seiner Größe an ein Wagenrad.

Jane setzte ihren Weg fort. Auf dein Mittelstück zwischen den beiden Wagen spürte sie die Vibration des Zuges besonders deutlich, ebenso wie die kalte Luft, die sie umfing. Das änderte sich rasch, als sie den nächsten Wagen mit schnellen Schritten durchquerte, um anschließend den zu erreichen, in dem die drei Männer ein Abteil besetzt hielten.

Sie gab es nur ungern zu, es ließ sich auch nicht unterdrücken. Ihr Herz schlug schon schneller, und auch die leichte Gänsehaut war nicht zu vertreiben.

Jane überlegte, das wievielte Abteil es auf der rechten Seite war. Das

dritte oder vierte…

Es war das dritte!

Licht brannte im Innern. Sie schaute nach rechts, sie erschrak beinahe, denn nur eine Person saß darin. Henry O. Sellnick hatte es sich bequem gemacht, die Beine ausgestreckt und auf den Sitz gegenüber gelegt. Der Dunkelhaarige hatte ihm tatsächlich etwas zu essen besorgt, denn er war dabei, irgendeine Joghurtspeise in sich hineinzulöffeln.

Er ließ sich nicht stören, schaute nicht mal auf.

Jane aber blieb stehen.

Sie hatte den Eindruck, es einfach tun zu müssen, und so starrte sie auf die essende Person. Bei jedem Schluck bewegte sich das fleischige Gesicht, als bestünde die Haut aus Gummi und wäre kurzerhand über das Gesicht gestreift worden. Ein sattes, zufriedenes Grinsen umspielte die feuchten Lippen des Mannes. Es sah so aus, als wüßte er, daß er unter Kontrolle stand, wobei er sich aber nicht darum kümmerte.

Er aß weiter.

Jane konzentrierte sich auf ihn. Sie malte sich dicht hinter der Scheibe ab, sie spiegelte sich auch im Fenster. Sellnick mußte sie einfach bemerken, doch er nahm keine Notiz von ihr.

Dafür spürte sie ihn.

Es war etwas um ihn herum, das sie nicht sehen, nur orten oder fühlen konnte.

Eine Aura, ein unsichtbarer böser Glanz. Etwas, das eigentlich in seinem Innern steckte und nur für besondere Menschen zu fühlen und zu begreifen war. Einfach eine sehr starke Kraft, auf die Sellnick sich verließ und die ihm auch die Macht gab, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

Jane versuchte natürlich, die Gefühle zu beschreiben. Es war ein Ansturm des Fremden, des Bösen, etwas, das schon mit dem Ausdruck luzifär bezeichnet werden konnte.

Dieses tiefe, wirklich abgrundtiefe Böse, schon seit Urzeiten beständig, war immer wieder auf der Erde vorhanden, wenn auch in verschiedenen Variationen. In Jane Collins ließ es ein tiefes, sehr menschliches Gefühl hochsteigen.

Es war die Angst.

Aber nicht die Angst, die ein Kind in einem dunklen Keller spürt und dabei vor sich hin pfeift, um sie zu vertreiben. Es war einfach die Urangst, die aufkeimte und Janes künstliches Herz immer schneller schlagen ließ. Jane glaubte, das Abteil kippte erst nach rechts und dann nach links, wobei der Mann mit dem Pferdeschwanz auf seinem Platz hockte und Joghurt löffelte, als gäbe es nichts Interessanteres auf der Welt für ihn.

Jane sah ihn, sie sah ein grünrot schillerndes Monster und dann

wieder einen normalen Menschen, von dem die Aura des Bösen ausging.

Die Knie wurden ihr weich. Jane Collins war froh, den Griff umklammern zu können. Er war wie ein Strohhalm. Irgendwie half er ihr auch dabei, die große Furcht zu überwinden, denn sie konnte wieder normal denken.

Genau in diesem Moment hatte der dunkel gekleidete Mann seinen Becher geleert. Er zerquetschte ihn anschließend.

So wie den Becher würde diese Person auch die Knochen eines Menschen zerknacken, davon ging Jane Collins aus. Das Geräusch widerte sie an, sie schüttelte sich und wollte diesen verdammten Ort verlassen.

Sellnick hatte den Kopf noch immer nicht gedreht. Allerdings bewies das dünne Lächeln auf seinen widerlich feucht schimmernden Lippen, daß er genau wußte, wer ihn beobachtete. Bewußt langsam hob er den Deckel eines übergroßen Aschenbechers ab und drückte die Reste des Bechers dort hinein. Er war zufrieden.

Jane Collins mußte weg. Sie drehte sich nach links - und schrie leise auf.

Direkt vor ihr stand der Kerl mit der blonden Kurzhaarfrisur. Sein Gesicht wirkte wie in Stein gehauen. Auch in den Augen regte sich nichts. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, und wie er da so stand, nahm er die gesamte Gangbreite ein.

Er brauchte sich auch nicht zu bewegen. Jane wußte, daß er sie nicht vorbeilassen würde.

Sie ging zurück.

Den ersten Schritt, den zweiten. Den Blonden behielt sie dabei genau im Auge.

Da hörte sie hinter sich das schleifende Geräusch. Es entstand, wenn jemand die Abteiltür aufzog.

Jane schaute über die Schulter hinweg.

Aus dem Nachbarabteil war der Schwarzhaarige getreten. Ein Schritt nur und er stand im Gang und nahm die gleiche Haltung ein wie sein Kumpan.

Niemand sprach.

Der Anblick dieser grausamen Augen sprach für sich selbst. Jane Collins hatte nicht die Spur einer Chance. Sie merkte sehr deutlich den Knoten in ihrem Hals, das heiße Brennen in der Kehle, und es drang die butterweich und süßlich klingende Stimme Henry O. Sellnicks an ihre Ohren. »Warum besuchen Sie mich nicht in meinem Abteil, wenn Sie mir beim Essen schon so interessiert zugeschaut haben?«

»Nein, nein, Mister, das ist…«

»Ah, eine Landsmännin. Wie schön.« Sein Tonfall änderte sich. »Schafft sie her!«

Das ließen sich die beiden Leibwächter nicht zweimal sagen. Jane versuchte es noch mit einer Gegenwehr. Sie trat dem Blonden gegen das linke Schienbein, als dieser zugreifen wollte, und gleichzeitig in den Unterleib. Die meisten Männer wären sicherlich schreiend in die Knie gesunken, nicht der Blonde.

Er nahm die Tritte hin, sie machten ihm nichts aus. Doch er reagierte auf seine eigene Art und Weise. Mit dem Handrücken erwischte er Jane Collins am Hals. Der wurde augenblicklich die Luft knapp. Sie fiel nach hinten und gleichzeitig zur Seite, wäre eigentlich mit der Schulter gegen die Abteiltür geprallt, die aber hatte Henry 0. Sellnick aufgezogen, so daß Jane keinen Halt mehr fand und in das Abteil hineinkippte, geradewegs in die auffangbereiten Arme des Mannes.

Tränen quollen aus Janes Augen, und sie spürte unter den Achselhöhlen den Druck der fremden Hände.

In der Tür standen die beiden Männer. Über Jane hinweg nickte Sellnick ihnen zu. »Jetzt gehört sie mir«, sagte er. »Kommt rein und zieht die Vorhänge vor die Tür.«

Die beiden gehorchten aufs Wort.

Sellnick hatte Jane bis zum Fenster gezerrt. Dort drückte er sie auf einen Sitz.

Der Blonde zerrte die Lappen vor die Scheibe. Der Schwarzhaarige setzte sich neben Jane, der andere neben seinen Chef.

»Was sagst du, Grundel?«

»Sie ist eine Spionin«, erklärte der Mann mit den blonden Haaren. »Und deine Meinung, Alvin?«

»Ich denke nicht anders.«

»Aber wer hat sie geschickt?«

»Wir werden sie fragen«, meinte Grundel.

Henry O. Sellnick überlegte. Dann flüsterte er, den Blick auf Jane Collins gerichtet: »Ich denke, sie ist etwas Besonderes, meine Freunde. Ja, sie muß es sein. Ich habe es gespürt, als ich sie zum erstenmal sah.«

»Wird sie es zugeben?« fragte Alvin.

Sellnick nickte. »Sie wird«, erwiderte er. Der Klang seiner Stimme ließ dabei Böses ahnen…

Rabanew konnte es kaum erwarten. Sein Körper und sein Geist schrieen nach Vernichtung und Tod.

Auch wenn sein Gegner nur ein Junge war, aber er war ein besonderer. In ihm steckten Kräfte, die der Bärtige nicht mochte, die er haßte, aber auch er war jemand, der in sich selbst ein uraltes Erbe verwaltete.

Der Junge kam.

Rabanew hörte das Tapp-Tapp seiner Schritte. Echos auf der Treppe. Jedes lauter als das vorhergehende, ein untrügliches Zeichen dafür,

daß Elohim nicht stoppte.

In diese Laute mischte sich ein anderes Geräusch. Es hörte sich leicht fauchend an, aber ein Tier war nicht in der Nähe. Rabanew übte bereits mit seinem Schürhaken, um bei den späteren Treffern den richtigen Schwung zu finden.

Den Kopf hielt der Wartende erhoben. Genau schaute er hin. Dunkelheit umgab ihn, er wartete auf Elohim, und er sah ihn auch, denn sein Körper zeichnete sich trotz der Dunkelheit auf eine ungewöhnliche Weise ab.

Da umtanzte und umfloß weiches Licht die Umrisse und blieb auf sie beschränkt. Von der Mitte sah Rabanew nichts. Sie war und blieb eine dunkle Insel, bei der nur der Rahmen Bestand hatte.

Etwas Kaltes kroch über seinen Rücken.

Er ging etwas zurück.

Gleichzeitig spürte er die heißen Wellen, die durch seinen Körper rasten. Sie waren wie heftige Stromstöße, und sie ließen nichts an ihm aus. Sie peitschten in ihn hinein, sie durchwühlten ihn, sie sorgten dafür, daß er sich vorkam wie eine Maschine, die nur auf die Befehle einer anderen Macht handelte.

Rabanew veränderte sich. Sein Gesicht geriet in Bewegung, obwohl es im Prinzip so blieb. Aber die Haut zog sich zurück. Von innen her drang etwas anderes nach vorn und wurde allmählich sichtbar.

Das zweite Gesicht.

Das echte Gesicht.

Das Gesicht, das seit Urzeiten gewisse Regeln einhielt, das nur dann erschien, wenn die Lage es erlaubte.

So wie jetzt!

Die Fratze sah schlimm aus. Ein häßliches Tier lauerte hinter dem normalen Gesicht. Eine lange Schnauze mit Reißzähnen und einer gebogenen Nase. Es war nicht einzuordnen in die normale Tierwelt, es war eben eine Kreatur, aber nicht nur das, dieser Rabanew hatte sich in eine Kreatur der Finsternis verwandelt, eben in einen der urzeithaften Dämonen, die schon auf einer damals veränderten Erde bestanden hatten, als an Menschen noch nicht zu denken war.

Der menschliche Körper blieb. Nur das Gesicht hatte sich verändert. Auch der Bart war nicht verschwunden. Dafür bewegte sich Rabanew schaukelnd, er sah so aus, als würde er einen gewissen Anlauf nehmen wollen, um den Kampf zu gewinnen.

Elohim war stehengeblieben. Auf der zweitletzten Stufe hatte er gestoppt. Die Augen in seinem fast mädchenhaft wirkenden Gesicht zogen sich zusammen. Falten erschienen auf der glatten Stirn. Er schien über das Phänomen vor ihm erst nachdenken zu wollen, aber er zeigte vor der Bestie keine Angst. Geradewegs schaute er sie an. Und er sah die tödlich funkelnden Augen auf sich gerichtet wie zwei

Strahler, die sein Leben zerstören wollten.

Rabanew öffnete das Maul.

Einen Mund hatte er nicht mehr. Seine Lippen hatten sich verzogen. Was er da präsentierte, war eben ein breites Maul, in dem die Zähne wie die krummen Zinken eines Kammes hervorstachen.

Seine Hände zuckten. Sie und die übrigen Teile des Körpers hatten sich nicht verwandelt und waren menschlich geblieben. Das entstellte Gesicht leuchtete in der Dunkelheit. Elohim konnte seinen Blick nicht davon abwenden.

Ein hartes Pochen entstand dann, wenn das gekrümmte Ende des Feuerhakens den Boden berührte.

Rabanew schlug zu, er wollte sich selbst Mut machen, um die kleine Gestalt auf der vorletzten Treppenstufe zu vernichten.

»Wer bist du?«

Rabanew hatte die Stimme gehört, doch er hatte nicht die Absicht, sie zu beantworten. Er wollte den Tod bringen und stürmte vor.

Elohim stand unbeweglich.

Nur einen Arm vorgestreckt, und es glich schon dem Schritt in den Selbstmord, weil er nichts tat.

Rabanew hatte während seines Laufs weit ausgeholt, weil er viel Kraft in seinen Hieb legen wollte.

Kein langer Kampf, mit einem Schlag mußte die Sache beendet sein.

Die Waffe raste nach unten - und traf Elohim nicht. Der hatte sich gedankenschnell zurückbewegt und war einige Stufen in die Höhe gehuscht. Rabanew jaulte auf. Er schrie nicht mehr, er jaulte, denn als Kreatur der Finsternis reagierte er anders als ein Mensch. Als er aus seiner gebückten Haltung in die Höhe kam, war der Junge noch weiter zurückgeeilt. Er stand am Ende der Treppe und schaute auf den hinab, der ihn hatte töten wollen.

Rabanew stand auf. Er stolperte die Treppe hoch, er rannte in das Zimmer, in dem das Licht brannte, hätte brennen müssen, dort aber war es dunkel.

Keine Spur mehr von Elohim…

Rabanew brüllte. Er stand breitbeinig auf dem Fleck, den Oberkörper zurückgedrückt, den Kopf schüttelnd, und sein Gebrüll klang so laut, als wollte es die Wände des Hauses einstürzen lassen.

Dann drehte er sich im Kreis, schwang dabei auch seine Waffe herum und brüllte: »Wo bist du? Verdammt noch mal, wo bist du? Zeig dich endlich!«

Seine Worte verhallten. Er schrie noch einmal, dann wieder, aber das Haus schwieg.

Rabanew sah ein, daß es keinen Sinn hatte, noch länger auf den Jungen hier oben zu warten. Er schüttelte sich, bevor er das dunkle Zimmer verließ und mit langsamen Schritten die Treppe hinunterging.

***

Das war wie der berühmte Schlag in die Magengrube, der mich allerdings nicht umwarf, aber in meinen Knien spürte ich schon das berühmte Gummigefühl und irgendwann in den nächsten Sekunden würde ich einen Halt finden müssen.

Raniel hatte das Abteil betreten.

Ich sprach ihn nicht an, um zu erfahren, woher er kam, er hatte den Weg gefunden, nur das zählte, und ich glaubte nicht, daß ich zudem eine Antwort von ihm bekommen würde.

Ich schaute ihn an.

Sein Gesicht hatte sich nicht verändert. Noch immer faszinierten mich seine Augen, die auf eine so geheimnisvolle Art und Weise strahlten. Ich konnte diesen Blick nicht beschreiben. Er hatte etwas von einem gütigen Menschen, aber auch etwas von einem Engel, denn tief in den Pupillen lauerten Wissen und Wärme zugleich. Ich wußte aber auch, daß dieser Engelmensch - so sah ich ihn - eiskalt seine Ziele erreichte und auch vor dem Tod eines Menschen nicht zurückschreckte. Das hatte ich schon einige Male erlebt.

Seine Augen faszinierten mich. Ohne daß ich es zulassen wollte, übten sie eine beinahe hypnotische Macht auf mich aus, der ich einfach nicht entwischen konnte.

Diese Augen waren wie Banner. Sie hatten die Kontrolle über mich erlangt. Sie sorgten dafür, daß ich stehenblieb und mich wie von einem Strom gepackt fühlte, der mich zurück in die Vergangenheit trieb.

In den Augen sah ich - so unwahrscheinlich dies auch sein mochte - plötzlich Bilder entstehen. Dabei vergrößerten sich die Augen, veränderten sich zu einer regelrechten Leinwand, auf der sich das widerspiegelte, an das ich mich erinnerte.

Ein Ort in Deutschland, nahe bei Köln.

Sogar der Name fiel mir wieder ein.

Altenberg…

Ein herrlicher Dom, in dem sich damals nur drei Personen befunden hatten. Raniel, Elohim und ich.

Elohim!

Er war derjenige gewesen, den ich begleitet hatte. Ein Kind, ein Junge, einer, der eine Mutter gehabt hatte, die als erste Hure des Himmels bezeichnet worden war, und der auf der Suche nach seinem Vater gewesen war.

In Altenberg hatte er ihn gefunden. Es war Raniel gewesen, eben dieser Mensch und Engel, der Gerechte, der sich seine eigenen Gesetze geschaffen hatte.

Eine Gestalt zwischen den Welten, einer, der das Licht ebenso kannte wie den Schatten. Ein Pendler zwischen den Sphären, der letztendlich

auf der Suche nach seinem Sohn gewesen war und ihn in Altenberg gefunden hatte.

Mir war es im Dom gelungen, Elohim vom Einfluß seiner schrecklichen Mutter Lilith zu befreien, und dann war Raniel erschienen und hatte sich mir offenbaren müssen, denn meine Fragen waren zu speziell gewesen.

Als Engel hatte er sich mit Lilith eingelassen. Er war von ihr verführt worden, aber er war zugleich ein Mensch, denn Raniel lebte in zwei Existenzen. Besser gesagt, zwei Existenzen lebten in ihm, bis es ihm gelungen war, die eine Existenz zu vernichten. Erst dann hatte er die Kraft bekommen, als Gerechter aufzutreten und dort zu erscheinen, wo das Unheil zu groß wurde. Das Gute hatte zum Glück gewonnen, wie auch bei dem jungen Elohim, und er hatte sich letztendlich freiwillig für seinen Vater entschieden und war mit ihm gegangen, obwohl ich Elohim vom Einfluß der Himmelshexe Lilith befreit hatte.

Er war dann zu Raniel gegangen, und ich sah die Szene wieder vor mir, wie sie den Dom verließen.

Sie waren verschwunden, bis heute hatte ich beide nicht mehr gesehen. Nun aber stand Raniel vor mir.

Weshalb?

Es mußte einen triftigen Grund geben, denn auch damals war einer vorhanden gewesen.

Die Erinnerung zog sich zurück, und damit verschwanden auch die Bilder aus seinen Augen. Ich stand in der Wirklichkeit und spürte den kalten Schauer auf meinem Rücken.

Raniel lächelte schmal…

Dieses Lächeln kannte ich. Ich hatte es schon einmal erlebt, als er mir das Leben gerettet hatte. Damals in der alten Mühle, als mir eine Person namens Janet die Hände mit einem Messer hatte zerstechen wollen. Da aber war Raniel erschienen und hatte Janet mit dem gläsernen Schwert des Engels vernichtet. In seiner zweiten Gestalt hatte er da eingegriffen, und diese erste Begegnung mit ihm wollte mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Oft genug hatte ich daran gedacht, natürlich auch an Raniel persönlich. Er war für mich so etwas wie der Weg in die Ewigkeit.

Es hörte sich pathetisch an, aber irgendwo stimmte das schon, denn Raniel war eine Gestalt, die lebte, die auch leben würde und die vor einer urlangen Zeit entstanden war.

Damals hatten sich Gut und Böse getrennt. Da war es dann zu dieser Polarisation gekommen, über die zahlreiche Kirchenmystiker berichtet hatten, und diese Schöpfung damals hing nicht nur direkt mit Himmel und Hölle zusammen, es war zu dieser Zeit noch eine schreckliche Dämonenabart entstanden, die Kreaturen der Finsternis.

Lange Zeit hatte ich nicht gewußt, daß sie überhaupt existierten,

denn sie hatten sich im Laufe der langen Zeit den Menschen angepaßt. Sie waren die größten Täuscher gewesen. Sie trugen die menschliche Maske, doch unter ihnen schlummerte das höllische Verhängnis, ihr wahres Gesicht, der Schrecken, der Tod…

Lief dieser Fall, der mit meinem Besuch bei einem Beerdigungsinstitut begonnen hatte, in diese Richtung? Raniels Erscheinen deutete darauf hin, und ich erinnerte mich wieder an diesen Henry O.

Sellnick. Ihn konnte ich mir gut als eine Kreatur der Finsternis vorstellen. Sollte das tatsächlich der Fall sein, dann schwebte Jane Collins in höchster Gefahr.

Mein Herz schlug schneller, das Gesicht nahm eine unnatürliche Röte an. Das Geräusch des fahrenden Zugs war für mich meilenweit entfernt. Ich selbst fühlte mich so, als wären andere Kräfte dabei, mich zu transportieren.

Raniel hatte bisher kein Wort gesagt und mich mit meinen Erinnerungen allein gelassen. Nun öffnete er den Mund und wollte wissen, ob ich ihn noch kannte.

»Ja, und wie ich dich kenne. So lange liegt unsere letzte Begegnung noch nicht zurück.«

»Es stimmt.«

»Wo ist Elohim?«

»Es geht ihm gut.«

»Was machst du mit ihm? Welchen Weg hast du mit ihm eingeschlagen?«

»Er lernt.«

»Was?«

»Für sein Leben.«

Ich hatte bisher nur ausweichende Antworten erhalten und auch begriffen, daß er mir nicht mehr sagen wollte. Raniel war eine Gestalt, die in keine Schablone paßte. Er ging seinen eigenen Weg, er war der Gerechte, und er hatte in dieser Eigenschaft zahlreiche Aufgaben zu erfüllen, über die er mich im unklaren ließ.

Während ich mich setzte und mir den kalten Schweiß von der Stirn wischte, blieb Raniel stehen. Er schaute durch das Fenster nach draußen, obwohl er dort sicherlich nicht viel sah. Ein Schatten löste den anderen ab. Wir rollten durch die graue Welt der anbrechenden Nacht.

Ich sprach ihn wieder an. »Es muß doch einen Grund geben, weshalb wir uns hier getroffen haben. In einer dunklen Nacht, in einem fremden Land. Was führt uns zusammen?«

»Du weißt es nicht?«

»Ich kann es mir denken. Ist es der Mann, der Henry O. Sellnick heißt? Ist er der Grund?«

»Ja, ich jage ihn.«
»Das tue ich auch. Welche Gründe haben dich dazu veranlaßt, Raniel?«
»Er gehört zu den anderen.«
»Den Kreaturen der Finsternis?«
»So ist es.«
Ich lächelte. »Lieber Himmel, er darf doch für dich kein Problem sein. Sellnick sitzt mit uns im selben Zug. Du brauchst nur hinzugehen und ihn zu töten. Das wirst du doch schaffen. Wie ich dich einschätze, bist du stärker als die Kreaturen der Finsternis. Oder trittst du nicht mehr als der Gerechte in das Leben der anderen?«
»Ich habe nichts verlernt.«
Mit einem Ruck stand ich auf. »Dann laß uns hingehen und diesen Sellnick vernichten!«
»Es ist nicht so einfach, John Sinclair.«
Ich hob die Schultern. »Sorry, aber das begreife ich nicht. Vor allen Dingen nicht, wo du es mir sagst. Warum soll es denn nicht so einfach sein?«
»Weil er eine entscheidende Rolle spielt. Wenn ich ihn vernichte, habe ich nicht viel erreicht.«
»Muß ich das verstehen?«
»Du brauchst es nicht.«
»Ich möchte es aber. Wir können uns gegenseitig vertrauen. Bitte, willst du es mir erklären?«
Raniel dachte eine Weile nach. Zwischen uns lastete das Schweigen, und meine Sorge um Jane Collins wuchs mit jeder Sekunde, die verstrich. Schließlich erhielt ich eine Antwort. »Henry O. Sellnick ist jemand, der sehr gut Bescheid weiß. Er ist ein Organisator Luzifers. Er hat über viele Jahre hinweg an einem großen Plan gearbeitet. Er hat zahlreiche Verstecke gefunden, in die sich die Kreaturen der Finsternis zurückziehen können. Wenn ich hingehe und ihn vernichte, werde ich nie erfahren, wo sich die Kreaturen aufhalten. Sie können überall auf der Welt sein. Zwischen den Menschen hier und in anderen Ländern. Sie können ihre Fluchtorte oder Verstecke auch in anderen Dimensionen gefunden haben. Das alles weiß ich nicht, leider, John Sinclair.«
»Aber Sellnick weiß es.«
»Ja, er muß es wissen.«
»Warum?«
»Er hat zahlreiche Kreaturen der Finsternis zu verschiedenen Verstecken gebracht, und er wird sie hervorholen, wenn er sie benötigt. Von ihm will ich erfahren, wo sie sich aufhalten, deshalb habe ich mich an seine Fersen geheftet.«
Ich nickte einige Male. »Seltsam, daß wir da wieder

zusammengetroffen sind.« Ich räusperte mich.

»Weißt du, als was er gearbeitet hat?«

»Er war in deiner Stadt.«

»Ein Beerdigungsunternehmer. Er ist derjenige gewesen, der für außergewöhnliche Beerdigungen sorgte. Wer will, kann zu ihm gehen und eine besondere Beerdigung bestellen. Das kann auf See sein, aber auch in alten Schlössern oder Höhlen. Landesgrenzen spielen bei ihm keine Rolle.«

»Eine ideale Tarnung für ihn.«

Ich stand wieder auf. »Meinst du denn, daß er die Grabstätten auch als Verstecke für die Kreaturen der Finsternis benutzt?«

»So könnte es sein.«

Ich strich über meinen Nacken. »Wenn das stimmt, dann wäre es furchtbar. Ich habe nichts gegen ihn in der Hand, ich wollte ihn nur verfolgen, aber ich bin nicht allein gefahren. Eine Freundin hat mich begleitet, Jane Collins. Ich konnte sie nicht davon abhalten, Sellnick einen Besuch abzustatten. Eigentlich hätte sie schon zurück sein müssen. Da dies nicht der Fall ist, mache ich mir Sorgen um sie.«

»Zu recht.«

»Deshalb muß ich zu ihr.«

Raniel schüttelte den Kopf. »Nein, John Sinclair, das geht nicht. Du mußt bleiben.«

»Was?«

»Es ist zu früh, um einzugreifen. Du würdest meinen Plan zerstören, das lasse ich nicht zu.«

Im ersten Augenblick glaubte ich, mich verhört zu haben. Was Raniel da geantwortet hatte, kam einem Todesurteil für Jane Collins gleich. Ich wollte es auch nicht glauben. »Das kann doch nicht dein Ernst sein. Du willst Jane opfern?«

»Sie hätte in London bleiben können.«

»Klar, das hätte sie durchaus. Nun ist sie mit mir gefahren, ich kann es nicht ändern. Und ich trage auch die Verantwortung ihr gegenüber. Sollte ihr etwas geschehen, würde ich meines Lebens nicht mehr froh, kannst du das nicht begreifen?«

»Ich verstehe dich.«

»Dann muß ich jetzt zu ihr!«

»Du würdest alles zerstören, John…«

»Überhaupt nicht!« fuhr ich ihm in die Parade. »Du brauchst nicht mit mir zu kommen. Ich kann sie nicht allein lassen. Ich werde gehen, ich weiß, wo sie sich aufhalten, und ich will zudem erfahren, welches Ziel sie sich ausgesucht haben. Geht das nicht in deinen Kopf? Denkst du nur an dich und niemals an andere Menschen?«

Er lächelte mich an, was ich einfach übersah. »Ist dir denn nicht klar, John Sinclair, was hinter all diesen Kleinigkeiten steckt?«

»Kleinigkeiten?« keuchte ich.
»Im Vergleich zu meinen Plänen schon.«
»Das sehe ich anders.«
Er senkte den Blick. Er sah mich in einem Zustand der Wut, und ich fragte mich, ob er es auf einen Kampf zwischen uns beiden ankommen lassen würde.
»Geh zur Seite!« forderte ich ihn auf.
»Wenn du meine Pläne zerstörst, werden wir keine Freunde mehr sein, John Sinclair.«
»Waren wir denn jemals Freunde?« fragte ich bissig zurück. »Sind wir das tatsächlich gewesen?«
Er gab mir keine normale Antwort. Sein Gesicht versteinerte. Es sah aus wie mit Puder bedeckt.
Er gab mir den Weg frei.
»Danke«, sagte ich, riß die Abteiltür auf und schob mich in den Gang. Ich lief sofort nach rechts auf die Wagen hinter der Lok zu. Der Zug schaukelte. Da ich schnell ging, schaukelte ich mit. Einmal schaute ich über meine Schulter zurück.
Raniel war nicht zu sehen.
Es bereitete mir Mühe, mich von seinen Erklärungen zu lösen und an Jane Collins zu denken. Sie war mir momentan näher als die abstrakten Wesen der Finsternis.
Ich hetzte durch den Wagen vor dem unseren, schaute dabei auch in die Abteile.
Falls sie nicht leer waren, saßen darin nur die normalen Reisenden. Von Henry O. Sellnick sah ich ebensowenig wie von seinen beiden Leibwächtern.
Noch einmal huschte ich über die Plattform, um in den Wagen zu gelangen, wo sich Jane aufhalten mußte. Das dritte oder vierte Abteil, davon hatte sie gesprochen.
Mein Herz klopfte schneller. Die Beretta hatte ich etwas gelockert. Ich war bereit, alles einzusetzen, um sie aus den Klauen zu befreien. Zum Glück gab es eine Waffe, auf die die Kreaturen der Finsternis reagierten. Mein Kreuz holte sie aus ihrem Versteck hervor. Sie fürchteten sich davor, und deshalb hatte ich es auch vor die Kleidung gehängt.
Ich riß die Tür zum Gang hin auf. Abwarten, kurz Luft holen. Der Blick nach vorn. Ein leerer Gang empfing mich.
Ich ging weiter.
Diesmal nicht schnell, langsam und abwartend, schleichend. Der Blick in das erste Abteil.
Es war leer.
Zwei Schritte weiter schaute ich in das nächste, hatte schon die Ohren gespitzt, um jedes Wort mitzubekommen. Ich hörte nur die

üblichen Fahrgeräusche, und draußen vor den Scheiben huschten die dunklen Umrisse einer Schattenlandschaft vorbei, nur hin und wieder von einem erleuchteten Signal unterbrochen.

Das dritte oder vierte, hatte Jane gesagt.

Vor dem dritten stand ich. Die Vorhänge waren zugezogen. Die Lappen bewegten sich leicht. Es gab Zwischenräume, durch die ich schauen konnte. Es brannte auch Licht im Abteil, aber ich hörte nichts und sah auch keine Bewegung.

War ich zu spät gekommen?

Ich riß die Tür auf.

Sie schlug gegen den Stopper, raste wieder zurück, traf mich aber nicht, denn ich hatte bereits das Abteil betreten.

Es war leer!

***

Ich schrie nicht, ich trampelte nicht, ich schlug auch nicht mit den Fäusten gegen die Sitze oder vor die Wände. Ich stand einfach nur da, hielt den Kopf gesenkt und war wahnsinnig enttäuscht. Hätte ich es mir denken, hätte ich damit rechnen müssen, daß Jane sich hier nicht mehr aufhielt?

Nein, ich hatte sie in diesem Abteil erwartet, ich wußte auch instinktiv, daß es das richtige war, hier hatten sich Personen aufgehalten, das war tatsächlich zu riechen, aber sie waren weg, und sie hatten keine sichtbaren Spuren hinterlassen.

Ich ging vor bis zum Fenster und drückte meine Stirn gegen die kühle Scheibe.

Wem sollte ich die Schuld geben?

Mir selbst, Janes Dickkopf? Oder Raniel, der erschienen war und mich aufgehalten hatte?

Es war *mein* Fehler gewesen, Jane Collins gehenzulassen. Sie hätte bei mir bleiben *müssen,* dann wäre das alles nicht passiert. Aber sie hatte sich wieder einmal durchsetzen müssen, und ich spürte, wie Wut und Zorn in mir hochstiegen.

In diese beiden Gefühle hinein tauchte die wahnsinnige Enttäuschung darüber, versagt zu haben.

Und ausgerechnet an einer entscheidenden Position.

Nur allmählich gelang es mir, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Ich brauchte mich nur umzusehen, um zu wissen, wo ich mich befand. In einem Zug, in einer auf Rädern durch die Gegend rollenden Insel, die so leicht niemand verlassen konnte. Auch Sellnick mit seinen Leuten nicht.

Mochte er eine Kreatur der Finsternis sein, aber die Tür zu öffnen und einfach hinauszuspringen, das war eigentlich nicht möglich, weil die Türen während der Fahrt in den moderneren Zügen nicht geöffnet

werden konnten. Sie blieben während der Fahrt verschlossen.

Wenn das alles so stimmte, dann konnte sich Jane durchaus noch im Zug befinden. Man hatte sie also nur woanders hingeschafft. Welche Möglichkeiten gab es da?

Freiwillig war Jane bestimmt nicht mit den Männern gegangen. Sie hatten sie also stumm machen müssen, wobei ich stumm nicht mit tot verglich, aber Jane mußte mundtot sein, denn sonst hätten ihre Schreie andere Menschen anlocken können.

Wo sollte ich anfangen zu suchen? Vielleicht auf den Toiletten?

Sie waren eng, nicht mehr als kleine Kammern. Dort konnte eine Person für eine gewisse Weile versteckt gehalten werden. Das also war möglich. Und wo noch?

Bei Sellnick und seinen verfluchten Leuten? Hatten sie kurzerhand das Abteil gewechselt?

Die einfachste Lösung wäre es gewesen, für mich aber nicht die logischste. Trotzdem wollte ich nachschauen, verließ das Abteil und lief hastig den Gang entlang, immer wieder in die einzelnen Abteile hineinschauend.

Als ich die letzte Tür wieder geschlossen und mich gedreht hatte, glitt mein Blick zwangsläufig durch den engen Gang.

Beinahe an seinem Ende war eine Gestalt erschienen. Hochgewachsen, dunkel gekleidet und auch auf eine gewisse Distanz hin so etwas wie Respekt und Achtung einflößend.

Raniel wartete.

Er bewegte sich nicht, denn das überließ er mir. Ich ging auf ihn zu, dabei die schaukelnden Bewegungen des Zugs ausgleichend. In mir steckten noch immer Wut und Enttäuschung, so daß es mir schwerfiel, mich zusammenzureißen und Raniel nichts anmerken zu lassen.

Ich blieb vor ihm stehen.

»Sie ist weg, nicht?«

»Nicht nur Jane Collins, auch Sellnick und seine beiden Leibwächter. Es ist vorbei.«

»Hast du sie gesucht?«

»Und ob ich das getan habe. Ich weiß nicht, wo sie sich versteckt halten. Den Zug werden sie nicht verlassen haben, aber es tut mir leid, wenn ich dir sagen muß, daß du einen Teil der Schuld trägst. Du bist zum ungünstigsten Zeitpunkt erschienen. Hättest du mich nicht aufgehalten, wäre alles anders geworden.«

Raniel schwieg. »Nein«, antwortete er schließlich. »Nichts wäre anders geworden. Die Dinge hätten sich nur mehr verschoben. Die Kreaturen der Finsternis führen ihre Pläne durch. Sie lassen sich auch von anderen Menschen nicht daran hindern. Jane Collins hätte so oder so keine Chance gehabt, und du auch nicht.«

»Was macht dich so sicher?«

»Ihre Überzahl. Wärst du ihnen begegnet, hätten sie dir keine Chance gegeben.«

»Was ist mit Jane? Hatte sie eine Chance?«

Raniel blieb ruhig. »Doch«, sagte er, »doch sie hatte sicherlich eine Chance.«

»Welche?«

»Ich rechne damit, daß sie noch lebt.«

Das hoffte ich natürlich auch. Aber Jane Collins war eine Feindin. Sie stand nicht auf der Seite der Kreaturen, was diese natürlich bemerkt hatte. Es gab allerdings einen Hoffnungsschimmer.

Sie kannten Jane nicht. Für sie war die Detektivin eine unbekannte Größe. Letztendlich handelten auch die Kreaturen der Finsternis »menschlich«, indem sie herausfinden wollten, welcher Vogel ihnen da ins Nest geflattert war. Sie würden sich also mit Jane Collins beschäftigen, ihr Fragen stellen, und es war letztlich auch fraglich, ob sie diesem Druck würde standhalten können.

Wenn ich davon ausging, daß sie sich noch im Zug befanden, mußten sie sich einen Platz gesucht haben, an dem sie ungestört waren. Wo gab es das hier?

Raniel hatte die Gedanken wohl von meinem Gesicht abgelesen, denn er sagte leise: »Du willst sie suchen, weil du der Ansicht bist, daß sie sich noch hier im Zug aufhält.«

»Ja.«

»Wo könnte das sein?«

»Darüber denke ich nach, und ich glaube auch, die Lösung gefunden zu haben.«

»Wie sieht sie aus?«

Egal, wie Raniel zu mir stand und welche Ziele er rein persönlich verfolgte, ich mußte ihn einfach ins Vertrauen ziehen. Ich erklärte ihm den Grund der Reise, die Sellnick und seine Kumpane angetreten hatten, und der Gerechte verstand sofort.

»Ein Sarg oder eine Leiche steht im Gepäckwagen.«

»Ja.«

»Dort willst du hinein?«

»Sicher!«

»Kann man das?«

»Ich werde es versuchen.«

Der Gerechte nickte. »Tu es, John Sinclair. Ich werde dir keinen Stein in den Weg legen.«

Nach diesen Worten ließ er mich vorbei.

***

Waren Sekunden, Minuten oder schon Stunden vergangen?

Jane Collins konnte es nicht sagen, sie hatte das Gefühl für Zeit

verloren, aber nicht die Erinnerung an das, was die drei Männer noch im Abteil mit ihr angestellt hatten.

Die Bilder tauchten wie eine flüchtige Botschaft aus dem schwachen Nebel auf, und Jane sah sich von diesen Gestalten umringt. Man hatte sie zu Boden gedrückt, und der blonde Grundel hatte ihr seinen Fuß auf den Bauch gestemmt.

Auch Alvin gab auf sie acht, während Sellnick in seinem Sitz hockte und breit grinste.

Jane hatte in ihrer liegenden Haltung den Kopf so gedreht, daß sie ihn anschauen konnte, und dieses widerlich, schleimige Gesicht wollte einfach nicht verschwinden. Es bewegte sich, der Mund lief manchmal breit, dann wieder spitz zu, und dabei zeigte sich auch eine Veränderung ihres normalen Gesichts.

Nur für kurze Zeit wurde er zu einer anderen Person, aber nie so lange, als daß Jane genaue Dinge hätte erkennen können. Es war ihr immer, als hätte sich eine andere Schicht aus einer kaum erklärbaren Tiefe auf das normale Gesicht gelegt.

Sellnick sprach mit ihr. Er redete leise, aber sehr akzentuiert, und so konnte Jane jedes Wort verstehen. »Du bist eine andere«, flüsterte er ihr zu.

»Nein, ich bin ein Mensch.«

»Auch das.«

»Ich will weg von hier.«

»Das kannst du nicht.« Er leckte seine Lippen. »Schon bei deinem ersten neugierigen Blick habe ich erkennen können, daß noch etwas anderes in dir steckt als das normale.«

»Ein Irrtum!«

»Ich irre mich nie.«

»Sehe ich aus wie ein Monster?«

Sellnick schüttelte bedächtig den Kopf und drückte dabei die rechte Hand nach hinten. Er ließ seinen Zopf durch die Lücke zwischen zwei Fingern gleiten, zeigte wieder ein Lächeln und erklärte ihr, daß er von einem Monster nicht gesprochen hatte.

»Wer soll ich denn dann sein?« Jane wußte sehr wohl, worauf er hinauswollte. Sie hätte am liebsten geschwiegen, da ihr der Hals noch weh tat, so schloß sie einen Kompromiß mit sich selbst und beschränkte sich auf kurze Fragen.

»Ich weiß es noch nicht«, gab er zu. »Ich spüre nur, daß etwas in dir steckt.«

»Und was?«

»Eine andere Kraft, eine fremde Macht…« Sellnick verengte die Augen. »Etwas, an das ich mich zwar gewöhnen könnte, das mir aber auch nicht so unwahrscheinlich anders vorkommt und mir gar nicht mal so fremd ist.«

»Dabei kann ich Ihnen nicht helfen.«

Er winkte barsch ab. »Doch, du kannst es. Du wirst es können, glaube mir. Und ich weiß auch, daß du die Reise wegen uns unternommen hast.«

Jane hätte eigentlich gelacht, sie ließ es aber lieber bleiben und sagte mit leiser Stimme: »Ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gesehen. Da müssen Sie sich geirrt haben.«

»Habe ich das wirklich?«

»Bestimmt.«

Die kleinen Augen im Gesicht des Mannes schillerten. »Man hat mir berichtet, daß du die Reise nicht allein unternommen hast. Stimmt das?«

»Ein Freund ist bei mir.«

»Kenne ich ihn?«

»Das weiß ich nicht.«

Sellnick betrachtete seine Fingernägel. Dann fragte er, den Blick noch immer auf die Nägel gerichtet: »Heißt dieser Freund zufällig John Sinclair?«

»Warum?«

»Ist das sein Name oder nicht?«

Jane wußte, daß es sinnlos war, es hier mit einer Lüge zu versuchen, deshalb stimmte sie zu.

Sellnicks Hand sank nach unten. Ein breites Grinsen lag auf seinem Mund. »Siehst du, nun kommen wir der Sache schon näher. Du bist also mit John Sinclair gereist, mit einem Bullen. Wie heißt du eigentlich?«

»Jane Collins.«

Henry O. Sellnick überlegte. Er runzelte die Stirn und schaute seine Bodyguards an. »Kennt ihr diesen Namen? Ist er euch ein Begriff?«

Sie gaben keine schnelle Antwort und ließen sich mit dem Nachdenken Zeit. Zuerst antwortete Grundel negativ, dann sprach auch Alvin. Beiden war Jane unbekannt.

»Mir sagt dein Name auch nichts. Und trotzdem bist du etwas Besonderes, Jane Collins. Da steckt etwas tief in dir, über das ich mir noch klar werden möchte. Du wirst reden, darauf kannst du dich verlassen. Es wird dir nichts anderes übrigbleiben, aber wir werden nicht hier im Abteil sprechen, sondern woanders.«

»Wollen Sie den Zug anhalten?« Jane hatte sehr spontan gesprochen, doch Sellnick schüttelte den Kopf. »Nein, das auf keinen Fall, da kannst du beruhigt sein.« Er schaute Grundel an. »Traut ihr euch zu, sie in den Gepäckwagen zu bringen?«

»Wo der Sarg steht?«

»Ja.«

»Kein Problem.«

»Gut, dann wollen wir damit anfangen. Ich könnte mir vorstellen, daß ihr Freund neugierig sein wird.«

Alvin fragte: »Was ist mit ihm? Was sollen wir machen, wenn er uns über den Weg läuft?«

»Vernichten.«

Alvin und Grundel nickten nach diesem Vorschlag. Für sie war es eine völlig normale Sache.

Sellnick schaute zu, wie Jane Collins von Grundel in die Höhe gezerrt und auf die Füße gestellt wurde. Der Blonde hatte ein schmales Messer aus seiner Tasche geholt und hielt es Jane an den Hals.

»Wenn du irgendeinen Fehler machst«, erklärte der Beerdigungsunternehmer, »wird Grundel keine Sekunde damit zögern, dir die Kehle von einer Seite zur anderen aufzuschneiden. Das geht sehr schnell, und du bist binnen einer Sekunde tot.« Er klopfte sie nach Waffen ab und war zufrieden, als er keine bei ihr fand.

Die Handtasche hatte Jane nicht mitgenommen. Sie befand sich noch bei John im Abteil.

Natürlich waren längst die Vorwürfe in ihr hochgestiegen. Wieder einmal hatte sie ihre Neugierde in eine lebensgefährliche Lage gebracht, aber so war sie nun einmal. Jane konnte nicht aus ihrer Haut.

Sie führten sie aus dem Abteil, und alles lief schon widerlich glatt. Niemand kam ihnen entgegen, es gab keinen anderen Reisenden, der sich für die kleine Gruppe interessierte, der Zug schien ihnen allein zu gehören.

Weit hatten sie nicht zu gehen, denn der Gepäckwagen schloß direkt an den Waggon der ersten Klasse an. Es gab auch einen Verbindungsschlauch zwischen ihnen - und die geschlossene Tür des Gepäckwagens, die sich nach einem bestimmten Klopfrhythmus rasch öffnete.

Ein Mann in Uniform ließ sie eintreten. Er bekam noch Scheine in die Hand bedrückt, bedankte sich durch ein tiefes Bücken und zog sich dann zurück.

Nicht in den Wagen, der Uniformierte ging den Weg, den Jane und die anderen gekommen waren.

Alvin schloß die Tür.

Sie waren unter sich.

Und der Wagen schwieg. Er kam Jane bereits jetzt wie ein rollendes Grab auf vier Rädern vor. Die beiden Schiebetüren waren geschlossen und von innen verriegelt worden. Um das Gepäck richtig verstauen zu können, war der Waggon in zwei Hälften aufgeteilt. In einer stapelten sich Kisten und Kästen neben- und aufeinander. Sie waren unterschiedlich groß. Licht brannte unter der Decke.

Mehrere nackte Glühbirnen verstreuten ihre Helligkeit. Sie fiel auch

über einen dunklen Sarg, in dem genau die Person lag, die eine besondere Beerdigung erhalten sollte.

Grundel hatte Jane Collins losgelassen und sie auf den Sargdeckel gedrückt. Dort mußte sie hockenbleiben, unter der Kontrolle dreier kalter Augenpaare. Niemand würde ja daran denken, sie entkommen zu lassen. Sie waren eiskalt.

Auch Jane Collins fror. Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, alles war so schrecklich fremd geworden, so kalt, so unnahbar, und diese Kälte strömte auch der vor ihr auf einer normalen Kiste hockende Henry O. Sellnick aus.

Er starrte sie an.

Jane konnte dem Blick nicht standhalten. Sie hatte den ihren gesenkt und hörte die flüsternde Stimme des Mannes, der fragte. »Also, noch einmal, wer bist du?«

»Das habe ich schon gesagt.«

Sellnick schüttelte den Kopf. »Nicht richtig, meine Teure. Ich habe noch keine konkrete Antwort von dir bekommen.«

»Ich heiße Jane Collins…«

»Und sonst?«

»Ich lebe in London.«

»Das wissen wir. Aber ich spüre, daß eine Kraft in dir steckt, die nur wenige Menschen haben. Sie ist zwar sehr schwach, aber sie ist vorhanden, denn ich spüre sie. Ich denke darüber nach, wer oder was sie sein könnte, und ich habe das Gefühl, als würden wir uns auf einer gewissen Ebene begegnen können. Die Kraft hat mit dem Menschsein nichts zu tun, das weiß ich. Wer hat sie dir gegeben?«

»Ich kenne sie nicht!«

Sellnick ließ nicht locker. »Ein Dämon?« flüsterte er.

»Nein, warum, ich…?«

»Der Teufel?«

Bei der letzten Frage leuchteten seine Augen plötzlich auf. Jane hatte den Eindruck, in den Pupillen ein grünes Licht schimmern zu sehen, und sie selbst merkte, wie sich ihre Haut auf dem Rücken stark spannte. Im Prinzip hatte dieser Sellnick recht gehabt. Es war der Teufel damals gewesen, der sie in seinen Bann gezogen und sie zu einer Hexe gemacht hatte. Aber diese Zeit war vorbei, Jane hatte den finsteren Mächten wieder abgeschworen, obwohl sich, das wußte sie genau, tief in ihrem Innern, den wirklich allertiefsten Seelenschächten, noch etwas von dieser alten Kraft festgesetzt hatte.

Hexenmacht!

Nur konnte Jane sie nicht einsetzen, wann immer sie wollte. Sie war noch vorhanden, aber sie war zugleich eine selbständige Macht, die sich nicht dirigieren ließ.

»Sie will nichts sagen, Grundel.«

»Ich merke es schon.«
»Bring sie dazu.«
»Wie?«
»Wenn es sein muß, dann setzte alles ein!«

Jane hatte das Gespräch gehört. Sie drehte hastig den Kopf nach rechts, wo Grundel stand und schon sein langes Messer hervorgeholt hatte. Auf seinem Gesicht lag ein widerliches Grinsen, die Augen funkelten, und ebenso wie Sellnick leckte er seine Lippen in der großen, besonderen Vorfreude.

Jane atmete heftig.

Die Klinge schimmerte im Licht der Deckenleuchten, dann stieß die Hand nach unten.

Ein Schnitt reichte aus, um die linke Seite der Kostümjacke abzutrennen.

Sellnick lachte.

Wieder blitzte das Messer.

Jane hatte sich total in der Gewalt. Wenn sie eine falsche Bewegung machte, würde die Klinge sie schon jetzt tödlich treffen, das war noch nicht vorgesehen.

Diesmal fuhr sie durch ihre Haare und schnitt einige Strähnen aus der Masse hervor.

Die Detektivin hatte nicht gesehen, ob die Tür von innen her abgeschlossen worden war. Wenn nicht, mußte sie jetzt handeln und einen Fluchtversuch unternehmen.

Bevor das Messer zum drittenmal gegen ihre Kehle oder woanders hin zielen konnte, war sie vom Sargdeckel in die Höhe gesprungen und hatte die Messerhand mit einem Karateschlag dicht am Gelenk erwischt. Den linken Arm rammte sie vor, die Faust erwischte Grundels Magen, der Blonde taumelte zurück und prallte mit dem Rücken gegen die hochkant aufgestapelten Kartons.

Für einen Moment hatte er die Übersicht verloren, und diese Spanne nutzte Jane.

Sie schnellte aus dem Stand heraus auf die Tür zu, um sie aufzureißen.

Aber da war Alvin.

Und er war schneller.

Sein Arm schien gewachsen zu sein und Ähnlichkeit mit dem eines Kraken bekommen zu haben.

Lang und glatt schwang er auf Jane zu und umschlang deren Hals.

Ihre Hand hatte den Griff schon berührt, als Alvin sie nach hinten zerrte, sie drehte und dann wuchtig zu Boden schmetterte. Jane hatte den Aufprall kaum noch abdämpfen können, sie schrie und kriegte es kaum mit. Ein heftiger Schmerz funkte durch ihren Körper, auch mit der Stirn prallte sie gegen den harten Boden, aber der Druck der

beiden Knie auf ihrem Rücken war noch schlimmer.
»Soll ich ihr den Hals durchstechen, Chef?«
Henry O. Sellnick schmatzte vor der Antwort. »Ja, sofort, wenn sie nicht redet.«
Sie ließen ihr noch Zeit. Sellnick hatte wohl gemerkt, daß Jane sich erholen mußte.
»Willst du sprechen?«
Das »Ja« war nur ein Stöhnen.
»Wunderbar, warum nicht gleich so? Noch einmal. Du siehst aus wie ein Mensch, bist aber kein richtiger, wie ich habe erkennen können. Was steckt in dir?«
»Hexen… Hexenkraft… ein Stück der Hölle…«
Sellnick pfiff durch die Zähne.

***

Ich kannte den Grund für Raniels Fernbleiben nicht. Wenn ich ehrlich sein sollte, war es mir sogar lieb, denn ich wollte Jane da allein rausholen.
Natürlich war ich mir bewußt, wem ich da gegenüberstand. Diese Kreaturen der Finsternis waren keine normalen Dämonen, sie gehörten zu dem Urbösen, was sich schon vor Milliarden von Jahren auf der werdenden Welt gebildet hatte.
Ich hatte mit ihnen meine Erfahrungen sammeln können und wußte auch, wie sie zu besiegen waren, wenn man sie einmal entdeckt hatte. Hundertprozentig genau wußte ich nicht, ob ich es mit diesen Kreaturen der Finsternis zu tun hatte, aber ich stellte mich darauf ein, wie auch auf den Gepäckwagen als Versteck.
Es gab für mich keine andere Möglichkeit, und ich eilte ihm entgegen.
Es waren nur wenige Schritte, die ich zurücklegen mußte, dann stand ich vor der Verbindung zwischen dem Gepäckwagen und dem normalen Wagen der ersten Klasse.
Ich sah auch den Mann.
Er trug so etwas wie eine graue Uniform, eine Schirmmütze auf dem Kopf, betrachtete seine Hände, die Geldscheine zählten, wobei er sich auch nicht vom Rauch der Zigarette stören ließ, die in seinem linken Mundwinkel klemmte.
Erst als ich dicht bei ihm war, hob er den Kopf und schaute mich an. Er hatte ein rundes Gesicht mit Hamsterbacken, und was er sagte, konnte ich nicht verstehen, es war Polnisch. Der Klang der Worte war nicht zu überhören. Er wollte nicht, daß ich den Gepäckwagen betrat.
»Ich muß dort hinein.« Zuckend deutete mein Zeigefinger auf die andere Tür.
Er schüttelte den Kopf.

Verdammt, ich verstand kein Polnisch, aber ich sprach Deutsch. »Können Sie mich verstehen, Meister?«

»Ja, aber da nicht rein.«

»Ich muß.«

»Verboten.« Er grinste mich bei dieser Antwort so impertinent an, daß ich mir verarscht vorkam.

Wer so lachte, der hatte etwas zu verbergen. Zudem steckte er mit einer nahezu auffallend bedächtigen Bewegung sein Geld weg.

»Wieviel?« fragte ich ihn.

»Hau ab!«

»Ich muß aber hinein und nachschauen!«

»Geht nicht.« Er bewegte seine Arme und natürlich auch die Hände auf mich zu. »Geh weg! Du kannst nicht.« Einige Male traf er mich locker, und mit seiner Körpermasse wollte er mich wieder zurück in den anderen Wagen drängen.

Ich aber war an einem Punkt angelangt, an dem der Geduldsfaden dicht vor dem Zerreißen stand.

Zudem glaubte ich fest daran, daß sogar die Sekunden zählten, und ich wollte mich von diesem bestochenen Knilch nicht behindern lassen.

Als er mich erneut zurückdrängen wollte, packte ich ihn blitzschnell an seinen Handgelenken und trat ihm ebenso schnell und wuchtig die Beine weg.

Er fiel, deshalb ließ ich ihn los. So schaute ich zu, wie er wie ein schwerer Sack zu Boden prallte und vor Schreck totenbleich wurde. Er hob den Kopf, er wollte etwas sagen, aber sein Mund blieb einfach nur offen, ohne daß auch nur ein Wort über seine Lippen drang, denn jetzt schaute er in die Mündung meiner Beretta.

»Okay?« fragte ich ihn.

Er brabbelte irgend etwas vor sich hin, das ich nicht verstand, aber er wollte wegkriechen.

Da schlug ich zu.

Es war genau der Treffer, der mir freie Bahn verschaffte. Sein Nacken hatte fast frei gelegen, und ich atmete auf, als der Knabe bewußtlos vor meinen Füßen lag.

Er hätte eigentlich weggemußt, denn ein Bewußtloser hier im Weg war einfach zu auffällig. Die Zeit konnte ich mir nicht lassen. Ich wollte zu Jane.

Die Tür zum Gepäckwaggon lag in unmittelbarer Nähe. Kein Problem für mich.

Es wurde jedoch zu einem Problem, denn die verfluchte Tür war abgeschlossen. Ich schaute mir das Schloß an. Es war nur mit einem Vierkantschlüssel zu öffnen, und den hatte ich natürlich nicht parat. Woher nehmen und nicht stehlen?

Der Bewußtlose konnte ihn bei sich tragen. In seiner Uniform sah er sowieso aus wie ein Oberaufseher.

Ich lief noch einmal zu ihm und untersuchte seine Taschen. In der ersten fand ich leider nichts. Erst in der Gesäßtasche entdeckte ich den Vierkantschlüssel.

Mit ihm in der Hand und auch besseren Mutes näherte ich mich der Tür. Die Metallplattform zwischen den beiden so unterschiedlichen Wagen vibrierte und rappelte, so daß ich Mühe hatte, mich aufrecht zu halten und auch die Öffnung zu finden.

Zweimal rutschte ich ab.

Dann hatte ich es geschafft.

Ein Dreh, die Tür war offen.

Ich ließ den Vierkantschlüssel stecken, zog meine Waffe und rammte die Tür nach innen…

***

Dicht neben der Haustür hatte sich Rabanew hingehockt. Unter sich spürte er das harte Holz des Bodens. Der Schürhaken lag neben ihm. Der Bärtige hatte die Beine angezogen, er starrte nach vorn ins Dunkel, und er wollte sich mit seiner ersten Niederlage einfach nicht abfinden. Immer wieder schossen die Fetzen der Erinnerung wie Flammensäulen in ihm hoch. Er spürte den eigenen Schweiß wie dicken Schleim auf dem Körper, und er nahm auch den ätzenden Geruch wahr, den seine Hautöffnungen ausströmten. Wieder einmal hatte er es nicht geschafft, einen Kampf zu gewinnen. Warum nicht? War der andere wirklich so stark? Oder war er einfach nur raffinierter als er?

Rabanew wußte es nicht. Er wollte sich auch keine Gedanken darüber machen, für ihn war es wichtig, dieses Haus hier zu hüten und zu schützen. An ihm lag es, ob der Ort auch weiterhin existierte und ein Reservoir für die Zukunft blieb.

Der Bärtige stand auf. Er bewegte sich langsam, als würde ihm das Strecken der Glieder Mühe bereiten. In der Tat fühlte er sich nicht besonders gut. Zwar hatte ihn die andere Kraft nicht im Stich gelassen, aber sie war doch nicht so durchgedrungen, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Junge war schneller und raffinierter gewesen.

Wer war diese Elohim?

Er kannte ihn nicht. Er hatte ihn erst in dieser Nacht gesehen. Aber er war eine Macht.

Auch sich selbst bezeichnete Rabanew als Macht, nur war er sich diesmal nicht so sicher. Er starrte auf die Tür. Den Schürhaken hatte er wieder aufgenommen. Das Feuer im Kachelofen war längst verglüht. Nur mehr der Geruch von kalter Asche durchwehte das Haus hier unten. Es war ein Gestank, der ihm nicht gefiel, der sich auf seine

Schleimhäute legte, der ihn speien ließ.
Wo steckte dieser Junge? Draußen - im Haus?
Rabanew knurrte vor sich hin. Sein Gesicht brannte wieder. Er wußte, daß seine Urkraft dabei war, von ihm Besitz zu ergreifen. Es würde nur mehr kurze Zeit dauern, dann war er wieder der andere, getrieben von einer inneren Unruhe.
Er stank nach Rauch.
Kopfschüttelnd bewegte er sich auf die Tür zu. Er drückte mit der Hand auf die Klinke. Abgeschlossen hatte er nicht, so konnte er sie leicht aufstoßen.
Die kalte Luft gefiel ihm überhaupt nicht. Im ersten Moment duckte er sich unter ihr zusammen, als könnte er ihr auf diese Art und Weise ausweichen.
Er tappte durch den Vorgarten, den Blick auf das weiße Tor gerichtet. Noch war die Tageswende nicht erreicht. Über dem Land lag eine bedrückende Stille. Wolken türmten sich am Himmel. Sehr dick und sehr breit. Irgendwann würden sie bestimmt ihre Schneeladung abladen und das weiße Leichentuch über das Land legen.
Er fror äußerlich und »brannte« im Innern.
Es war das alte Feuer der Urzeit, das immer wieder in langen Lohen durch seinen Körper raste. Die Schritte fielen ihm plötzlich schwer. Nur mühsam erreichte er das Tor, um sich dort festzuklammern. Er zog sich regelrecht hoch, um über den Rand hinwegschauen zu können.
Die Grabsteine verschwammen vor seinen Augen. Der alte, kleine Friedhof schien zu tanzen. Die Steine bewegten sich von einer Seite zur anderen, sie machten ihn durch ihre Bewegungen fertig, und es gelang ihm nur mühsam, das Gleichgewicht zu bewahren.
Dann kippte er zurück.
Rabanew schaute dabei zu, wie seine Hände vom Holz des Gitters abrutschten. Auch als er nachfaßte, konnte er an seinem Fall nichts ändern, und er prallte auf den Rücken.
So blieb er liegen.
Über ihm schwammen die düsteren Wolken. An manchen Stellen sahen sie heller aus, dort waren sie eben dünner, und das Mondlicht schimmerte da stärker durch.
Er stöhnte laut und langgezogen. In diesem Haus war die Angst zu Hause gewesen, dafür hatte er gesorgt, nun aber hatte sich alles ins Gegenteil verkehrt.
Plötzlich hatte er Angst.
Er spürte sie wie Stiche.
Ein völlig neues Gefühl. Bisher hatte er sich immer auf seine Herkunft verlassen können, auf den Schutz, der ihm, einer Kreatur der Finsternis, vor urlanger Zeit mit auf den Weg gegeben worden war,

nun aber lag er im nächtlichen Schatten des Hauses und dachte daran, wie leicht er vernichtet werden konnte.

War er wirklich so hilflos?

Rabanew versuchte es noch einmal. Durch seine Adern strömte schließlich die alte Kraft. Immer wieder bekam er sie mit. In Wellen schlug sie bis gegen sein Gehirn, und sie breitete sich besonders unter der Stirn aus, wo sie sein zweites Gesicht hervorholen wollte. Wieder drangen Stöhnlaute aus seinem Mund. Das Feuer durchfloß ihn, es gab ihm die neue Kraft, die er sofort ausnutzte. Mit einer torkelnden Drehbewegung schaffte er es, wieder auf die Beine zu kommen. Schwankend blieb er stehen, ruhte sich zunächst einmal aus, bevor er sich bückte und den Schürhaken aufhob.

Er hielt ihn in der rechten Hand. Den Arm schwang er dabei wie ein Pendel hin und her.

Plötzlich zuckte sein Gesicht. Die Haut sah aus, als würde sie reißen. Etwas anderes schob sich hervor. Eine Schnauze, eine Fratze, das Abbild des widerlichen Dämons, der einmal in der Urzeit existiert und nun überlebt hatte.

Hatte Rabanew vorhin gestöhnt, so veränderte sich dieser Laut nur. Ein schon heiß klingendes Fauchen drang aus seinem Maul, und als er auf seine Arme schaute, da kamen sie ihm vor, als wären sie geschwollen. Vielleicht lag es auch an den kalten Augen, deren Pupillen sich ebenfalls verändert hatten, denn sie leuchteten wie graugelbe Perlen. In ihnen stand ein unbeschreiblicher Ausdruck, den Menschen mit Worten kaum erfassen konnten. Sein einst so dichter Bart war aufgeklafft. Etwas blutig Rotes schimmerte zwischen den Haaren, als wäre an seinem Kinn eine Beule gewachsen.

Rabanew schrie.

Er schrie immer lauter, drehte sich dabei und hatte den Arm mit dem Schürhaken vorgestreckt. In dieser Bewegung glich er einem Leichtathleten, der den Diskus werfen wollte.

Kraft, die Urkraft.

Sie strömte in ihn hinein.

Mit jedem Schrei, der in der Einsamkeit der Nacht verhallte, wurde Rabanew stärker. Er war davon überzeugt, dieses Haus wieder zu einem Hort der Angst machen zu können. Es würde ihm gelingen, deshalb war er hier, das mußte auch so sein.

Nur mit sich selbst war er beschäftigt. Deshalb achtete er auch nicht auf die Bewegung am Tor.

Jemand kam von außen darauf zu. Die Grabsteine hatte er schon passiert. Er stand vor dem Tor, ohne darüber hinwegsehen zu können, weil er einfach zu klein war.

Aber er konnte es aufstoßen.

Das tat der Junge auch.

Elohim blieb stehen. Er lauschte dem schrillen Quietschen der Angeln, und dieses Geräusch drang auch an Rabanews Ohren.

Er hielt in der Bewegung inne.

Dann drehte er sich dem Tor entgegen.

Dort stand Elohim.

Und die Kreatur der Finsternis wußte nun, daß es zwischen ihnen beiden zum letzten Kampf kommen würde und es nur einen Sieger geben konnte…

ENDE des ersten Teils